

Agatha
Christie
Black Coffee

*Als Roman bearbeitet von
Charles Osborne*

Roman · Scherz

Von Agatha Christie sind erschienen:

Das Agatha Christie Lesebuch
Agatha Christie's Miss Marple
Ihr Leben und ihre Abenteuer
Agatha Christie's Hercule Poirot
Sein Leben und seine Abenteuer
Alibi
Alter schützt vor Scharfsinn nicht
Auch Pünktlichkeit kann töten
Auf doppelter Spur
Der balispielende Hund
Bertrams Hotel
Die besten Crime-Stories
Der blaue Expreß
Blausäure
Das Böse unter der Sonne
oder Rätsel um Arlena
Die Büchse der Pandora
Der Dienstagabend-Club
Ein diplomatischer Zwischenfall
Dreizehn bei Tisch
Elefanten vergessen nicht
Die ersten Arbeiten des Herkules
Das Eulenhäus
Das fahle Pferd
Fata Morgana
Das fehlende Glied in der Kette
Ein gefährlicher Gegner
Das Geheimnis der Goldmine
Das Geheimnis der Schnallenschuhe
Das Geheimnis von Sittaford
Die großen Vier
Das Haus an der Düne
Hercule Poirots größte Trümpfe
Hercule Poirot schläft nie
Hercule Poirots Weihnachten
Karibische Affaire
Die Katze im Taubenschlag
Die Kleptomanin
Das krumme Haus
Kurz vor Mitternacht
Lauter reizende alte Damen
Der letzte Joker
Die letzten Arbeiten des Herkules
Der Mann im braunen Anzug
Die Mausefalle und andere Fallen

Die Memoiren des Grafen
Mit offenen Karten
Mörderblumen
Mördergarn
Die Mörder-Maschen
Mord auf dem Golfplatz
Mord im Orientexpress
Mord im Pfarrhaus
Mord im Spiegel
oder Dummheit ist gefährlich
Mord in Mesopotamien
Mord nach Maß
Ein Mord wird angekündigt
Die Morde des Herrn ABC
Morphium
Nikotin
Poirot rechnet ab
Rächende Geister
Rotkäppchen und der böse Woff
Ruhe unsanft
Die Schattenhand
Das Schicksal in Person
Schneewittchen-Party
Ein Schritt ins Leere
16 Uhr 50 ab Paddington
Der seltsame Mr. Quin
Sie kamen nach Bagdad
Das Sterben in Wychwood
Der Tod auf dem Nil
Tod in den Wolken
Der Tod wartet
Der Todeswirbel
Todlicher Irrtum
oder Feuerprobe der Unschuld
Die Tote in der Bibliothek
Der Unfall und andere Fälle
Der unheimliche Weg
Das unvollendete Bildnis
Die vergeßliche Mörderin
Vier Frauen und ein Mord
Vorhang
Der Wachsblumenstrauß
Wiedersehen mit Mrs. Oliver
Zehn kleine Negerlein
Zeugin der Anklage

Agatha Christie

Black Coffee

Als Roman bearbeitet von Charles Osborne

Scherz

Bern München Wien

Taschenbuchausgabe Scherz Verlag, Bern, München, Wien, 1999 Deutsche
Erstausgabe Scherz Verlag, Bern, München, Wien, 1998
Copyright © 1997 by Agatha Christie Limited
Alle deutschsprachigen Rechte beim Scherz Verlag,
Bern, München, Wien
ISBN 3-502-51707-X
Titel des Originals: »Black Coffee«
Umschlaggestaltung: jaDesign, Bern
Umschlagbild: AKG, Berlin Gesamtherstellung: Ebner Ulm

s & c by Mik

Hercule Poirot saß in seiner kleinen, aber gemütlichen Wohnung in Whitehall Mansions beim Frühstück. Er hatte sich seine Brioche und eine Tasse heiße Schokolade munden lassen und ausnahmsweise – denn er war ein Mann der Gewohnheit und wich selten von seinem Frühstücksritual ab – den Diener George um eine zweite Tasse Schokolade gebeten. Während er darauf wartete, überflog er noch einmal die morgendliche Post, die auf dem Frühstückstisch lag.

Ordnungsliebend wie immer hatte er zuerst die Umschläge mit einem Papiermesser in Form eines kleinen Schwerts, ein Geburtstagsgeschenk von seinem alten Freund Hastings, fein säuberlich aufgeschlitzt, geleert und zu einem Stapel zusammengelegt. Auf einem zweiten Stapel lagen die Sendungen, die er nicht weiter interessant fand – meist Rundschreiben – und die er gleich von George fortschaffen lassen würde. Der dritte Stapel enthielt solche Briefe, die eine irgendwie geartete Antwort oder zumindest eine Empfangsbestätigung erforderten. Mit ihnen würde er sich nach dem Frühstück befassen, auf keinen Fall jedoch vor zehn Uhr. Poirot hätte es nicht ganz standesgemäß gefunden, einen normalen Arbeitstag vor zehn Uhr morgens zu beginnen. Gewiß, wenn er an einem Fall arbeitete – das war natürlich etwas anderes. Er wußte sich zu erinnern, daß er und Hastings sich einmal sogar schon vor Morgengrauen aufgemacht hatten, um ...

Aber Poirot wollte mit seinen Gedanken jetzt nicht in der Vergangenheit verweilen. Der seligen Vergangen-

heit. Ihr letzter Fall, betreffend eine internationale Verbrecherorganisation namens »Die Großen Vier«, war erfolgreich abgeschlossen und Hastings zu Frau und Ranch nach Argentinien zurückgekehrt. Und obschon sein alter Freund sich zur Zeit in geschäftlichen Angelegenheiten, die seine Ranch betrafen, in London aufhielt, war es höchst unwahrscheinlich, daß Poirot und er jemals wieder gemeinsam ein Verbrechen aufklären würden. Trug dies vielleicht dazu bei, daß Hercule Poirot an diesem schönen Frühlingstag des Jahres 1934 eine gewisse Unruhe empfand? Offiziell war er ja jetzt im Ruhestand, aber schon öfter als einmal hatte er sich, wenn ein besonders interessantes Problem an ihn herangetragen wurde, aus diesem Ruhestand herauslocken lassen. Und dann war es schön gewesen, wieder der Fährte zu folgen und Hastings an der Seite zu haben, der als eine Art Prellwand für seine Überlegungen und Theorien diente. Doch nun war Poirot seit Monaten nichts mehr untergekommen, was ihn beruflich hätte interessieren können. Gab es denn gar keine phantasievollen Verbrechen und Verbrecher mehr, nur noch primitive Gewalt und Brutalität, gemeine Morde und simple Diebstähle, die aufzuklären unter seiner Würde war?

Poirot wurde in seinen Überlegungen unterbrochen, denn soeben war George lautlos neben ihm erschienen, um ihm die hochwillkommene zweite Tasse Schokolade zu bringen. Hochwillkommen nicht nur wegen des süßen Genusses, sondern auch, weil ihm dadurch noch für ein paar Minuten die Einsicht erspart blieb, daß ein wunderschöner, sonniger Morgen vor ihm lag und

nichts Aufregenderes ihn erwartete als ein Spaziergang im Park und anschließend der Weg durch Mayfair zu seinem Lieblingsrestaurant in Soho, wo er einen einsamen Lunch zu sich nehmen würde, bestehend aus – mal überlegen – als Vorspeise vielleicht ein Häppchen Pastete, dann Seezunge *bonnefemme*, gefolgt von...

Er merkte erst jetzt, daß George, nachdem er die Schokolade auf den Tisch gestellt hatte, mit ihm redete. Der untadelige und stets unerschütterliche George, der nun schon seit einiger Zeit in Poirots Diensten stand, war mit seinem etwas hölzernen Gesicht ein Engländer wie aus dem Bilderbuch, zudem ein Diener, wie man ihn sich nur wünschen konnte. Neugier war für ihn ein Fremdwort, und während man ihm einerseits nur mit größter Mühe eine persönliche Meinung zu irgend etwas entlocken konnte, war er andererseits ein Born des Wissens über die englische Aristokratie, und außerdem stand er Poirot, dem großen Detektiv, an fanatischer Ordnungsliebe nicht nach. Schon öfter als einmal hatte Poirot zu ihm gesagt: »Sie verstehen sich phantastisch aufs Hosenbügeln, George, aber Phantasie, o nein, die haben Sie nicht.« Phantasie besaß Hercule Poirot selbst im Überfluß, aber eine Hose ordentlich bügeln zu können, war in seinen Augen eine seltene Gabe. Doch, er durfte sich wahrhaft glücklich schätzen, daß ein Diener wie George sich seiner annahm.

». .. und habe mir erlaubt, Sir, dem Herrn zu versprechen, daß Sie seinen Anruf noch heute morgen erwidern werden«, hörte er George gerade sagen.

»Ich bitte um Vergebung, mein lieber George«, erwi-

derte Poirot, »aber ich war mit den Gedanken woanders. Jemand hat angerufen, sagen Sie?«

»Ja, Sir, gestern abend, während Sie mit Mrs. Oliver im Theater waren. Als Sie wieder nach Hause kamen, war ich schon im Bett, und ich hatte es nicht für nötig gehalten, Ihnen um diese späte Stunde noch eine Nachricht zu hinterlegen.«

»Wer war der Anrufer?«

»Der Herr hat sich als Sir Claud Amory vorgestellt. Er hat seine Telefonnummer angegeben, aus der hervorgeht, daß er irgendwo in Surrey wohnen muß. Er sagt, es handle sich um eine delikate Angelegenheit, und wenn Sie ihn anrufen, möchten Sie bitte niemandem Ihren Namen nennen, sondern unbedingt Sir Claud persönlich verlangen.«

»Danke, George. Legen Sie mir die Telefonnummer auf den Schreibtisch«, sagte Poirot. »Ich werde Sir Claud anrufen, sobald ich die heutige *Times* durchgesehen habe. Es ist zum Telefonieren noch ein wenig früh am Morgen, selbst in delikaten Angelegenheiten.«

George zog sich mit einer Verbeugung zurück, und Poirot trank langsam seine Schokolade, um sich danach mit der Morgenzeitung auf den Balkon zu begeben.

Schon nach wenigen Minuten war die *Times* beiseite gelegt. Die Weltnachrichten waren wie immer bedrückend. Dieser gräßliche Hitler hatte die deutschen Gerichte zu Filialen der Nazi-Partei gemacht; in Bulgarien hatten die Faschisten die Macht ergriffen; und was am schlimmsten war, in Poirots belgischer Heimat waren bei einem Grubenunglück bei Mons vermutlich zwei- undvierzig Bergleute ums Leben gekommen. Die

Inlandnachrichten waren kaum besser. Trotz der von Funktionären geäußerten Vorbehalte sollten die Teilnehmerinnen am diesjährigen Wimbledon-Turnier kurze Hosen tragen dürfen. Selbst die Todesanzeigen spendeten wenig Trost, denn Leute in Poirots Alter oder jünger schienen nichts Besseres im Sinn zu haben, als zu sterben.

Nachdem Poirot also die Zeitungslektüre aufgegeben hatte, machte er es sich in seinem Korbssessel bequem und legte die Füße auf einen kleinen Hocker. Sir Claud Amory, dachte er bei sich. Kam ihm der Name nicht irgendwie bekannt vor? Er mußte ihn schon einmal gehört haben. Doch, dieser Sir Claud war auf irgendeinem Gebiet ein bekannter Mann. Aber was war er? Politiker? Anwalt? Ein pensionierter Staatsbeamter? Sir Claud Amory. Amory...

Der Balkon lag in der Morgensonne, und Poirot fand sie warm genug, um ein Weilchen darin zu baden. Bald würde sie ihm aber zu warm werden, denn er war kein Sonnenanbeter. Wenn mich die Sonne wieder ins Haus treibt, dachte er, werde ich mich der Mühe unterziehen und im Who's Who nachschlagen. Ist dieser Sir Claud ein Herr von Ansehen, so wird er bestimmt in diesem wunderbaren Buch stehen. Wenn nicht... Der kleine Detektiv zuckte vielsagend mit den Schultern. Als unverbesserlicher Snob fühlte er sich schon des Titels wegen für Sir Claud eingenommen. Wenn der Mann im Who's Who stand, dem Buch, in dem auch Poirots Werdegang in allen Einzelheiten nachzulesen war, dann mochte dieser Sir Claud vielleicht sogar legitimen Anspruch auf seine, Poirots, Zeit und Aufmerksamkeit

erheben.

Zunehmende Neugier und ein plötzlich aufkommendes kühles Windchen trieben Poirot mit vereinten Kräften nach drinnen. Er ging in seine Bibliothek und dort sogleich an ein Regal mit Nachschlagewerken, von dem er einen dicken roten Band herunternahm, auf dessen Rücken ein goldgeprägtes Who's Who stand. Blätternd kam er an den gesuchten Eintrag und las laut:

AMORY, Sir Claud (Herbert); gead. 1927; geb. 24. Nov. 1878; verehel. 1907 m. Helen Graham (verst. 1929); Ausb: Gymn. Weymouth; Kings College, London; Physiker, GEC-Labor 1905; RAE Farnborough (Rundf.-Abt.) 1916; Forschungsamt d. Luftfahrtmin. Swanage 1921; demonstrierte 1924 neues Prinzip der Teilchenbeschleunigung; Wanderfeld-Linearbeschleunigung; Auszeichn: Monroe-Med. d. Phys, Ges.; Publ: Aufs. in wiss. Zeitschr.; Adr: Abbot's Cleve, Post Market Cleve, Surrey; Tel: Market Cleve 304; Club: Athenaeum.

Ach ja, richtig, sinnierte Poirot. Der große Naturwissenschaftler. Er erinnerte sich jetzt an ein Gespräch, das er vor einigen Monaten mit einem Mitglied der Regierung Seiner Majestät geführt hatte, nachdem er ein paar verschwundene Dokumente wiederbeschafft hatte, deren Inhalt für die Regierung hätte peinlich werden können. Da hatten sie sich über Sicherheitsmaßnahmen unterhalten, und der Politiker hatte eingeräumt, daß sie allgemein nicht konsequent genug seien. »Zum Beispiel«, hatte er gesagt, »arbeitet Sir

Claud Amory zur Zeit an etwas, das für künftige Kriege von immenser Bedeutung ist – aber er weigert sich, unter Laborbedingungen zu forschen, wo er und seine Erfindung hinreichend geschützt werden könnten. Er besteht darauf, allein in seinem Haus auf dem Land zu arbeiten. Ohne jedwede Sicherheitsvorkehrung. Es ist beängstigend.«

Könnte – fragte sich Poirot, während er das Who's Who ins Regal zurückstellte, könnte Sir Claud die Absicht haben, mich, Hercule Poirot, als müden alten Wachhund einzuspannen? Die Erfindungen des Krieges, die geheimen Waffen, sie sind nichts für mich. Wenn Sir Claud –

Im Zimmer nebenan klingelte das Telefon, und Poirot hörte George das Gespräch annehmen. Kurz darauf erschien der Diener, um ihm zu melden: »Es ist wieder Sir Claud Amory, Sir.«

Poirot ging ans Telefon. » *'allo?* Hercule Poirot am Apparat«, sprach er in die Muschel.

»Poirot? Wir hatten noch nicht das Vergnügen, aber wir haben gemeinsame Bekannte. Amory ist mein Name, Claud Amory –«

»Natürlich ist Ihr Name mir ein Begriff, Sir Claud«, entgegnete Poirot.

»Hören Sie, Poirot, ich stecke hier in einem teuflischen Dilemma. Das heißt, vielleicht. Mit Bestimmtheit weiß ich es nicht. Aber ich arbeite seit einiger Zeit an einem Verfahren zur Atomspaltung — ich möchte nicht in die Details gehen, aber das Verteidigungsministerium mißt dieser Forschung allergrößte Bedeutung zu. Jetzt ist meine Arbeit abgeschlossen, und ich habe dabei – quasi

als Nebenprodukt – eine Formel für einen neuartigen, hochgefährlichen Explosivstoff entwickelt. Nun sehe ich mich jedoch zu dem Verdacht veranlaßt, daß jemand aus meinem Haushalt diese Formel zu stehlen versucht. Mehr kann ich im Augenblick dazu nicht sagen, aber ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie fürs Wochenende als mein Gast nach Abbot's Cleve kommen könnten. Ich möchte, daß Sie die Formel mit zurück nach London nehmen und einer bestimmten Person im Ministerium aushändigen. Es gibt gute Gründe, dies nicht durch einen Kurier des Ministeriums erledigen zu lassen. Ich brauche jemanden, der äußerlich ein gänzlich unauffälliger Privatmann ohne irgendwelche wissenschaftliche Ambitionen ist, aber gewitzt genug, um...«

Während Sir Claud weiterredete, drehte Hercule Poirot sich zum Spiegel um und betrachtete darin seinen eiförmigen Kahlkopf und den kunstvoll gezwirbelten Schnurrbart. Noch nie in seiner langen Laufbahn hatte ihn jemand als unauffällig bezeichnet, und er selbst hielt sich erst recht nicht dafür. Aber ein Wochenende auf dem Lande und die Aussicht, den berühmten Wissenschaftler kennenzulernen, fand er durchaus reizvoll; dazu zweifelsohne die angemessen zum Ausdruck gebrachte Anerkennung einer dankbaren Regierung – und nur dafür, daß er irgendeine obskure, wenngleich tödliche wissenschaftliche Formel von Surrey nach Whitehall beförderte...

»Es wird mir ein großes Vergnügen sein, verehrter Sir Claud«, unterbrach er den Wissenschaftler. »Ich werde es so einrichten, daß ich am Samstag nachmittag bei

Ihnen eintreffe, wenn es recht ist, und am Montag morgen nach London zurückfahre und mitnehme, was immer Sie mir anzuvertrauen wünschen. Ich freue mich sehr darauf, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Merkwürdig, dachte er, als er auflegte. Es war ja ohne weiteres möglich, daß ausländische Agenten sich für Sir Clauds Formel interessierten, aber war es wirklich denkbar, daß jemand aus seinem eigenen Haushalt...? Nun, darüber würde er im Lauf des Wochenendes zweifellos mehr erfahren.

»George«, rief er, »bringen Sie bitte meinen dicken Tweedanzug und die Smokingjacke samt Hose in die Reinigung. Ich brauche sie am Freitag wieder, weil ich übers Wochenende aufs Land fahre.« Letzteres sagte er in einem Ton, als wollte er sich für den Rest seines Lebens in den Steppen Zentralasiens niederlassen.

Dann nahm er wieder den Hörer, wählte eine Nummer und wartete ein paar Augenblicke, bevor er sprach.

»Mein lieber Hastings«, sagte er dann, »möchten Sie sich nicht für ein paar Tage von Ihren Geschäften in London losreißen? Surrey ist zu dieser Jahreszeit recht schön...«

Abbot's Cleve, Sir Amorys Haus, stand etwas außerhalb des Kleinstädtchens Market Cleve, das eigentlich nur ein zu groß geratenes Dorf war und etwa vierzig Kilometer südöstlich von London lag. Das große, architektonisch jedoch unbedeutende viktorianische Herrenhaus war umgeben von einer gefälligen, sanft hügeligen und stellenweise stark bewaldeten Landschaft. Vom Pförtnerhäuschen wand sich eine geschotterte Zufahrt zwischen Bäumen und dichtem Gestrüpp hindurch zum Haupteingang von Abbot's Cleve. Hinter dem Haus zog sich ein Rasen von der Terrasse abwärts zu einem leicht verwilderten Garten.

Am Freitag abend, zwei Tage nach seinem Telefongespräch mit Hercule Poirot, saß Sir Claud im Ostflügel des Hauses in seinem Arbeitszimmer, einem kleinen, aber behaglich eingerichteten Raum im Erdgeschoß. Draußen verblaßte schon der Tag. Vor zwei oder drei Minuten hatte Sir Clauds Butler Treadwell, ein hochgewachsener Mann mit kummervoller Miene und untadeligen Manieren, den Gong zum Abendessen geläutet, und inzwischen versammelte sich wohl die Familie im Speisezimmer, das auf der gegenüberliegenden Seite der Eingangsdiele lag.

Sir Claud trommelte mit den Fingern auf seiner Schreibtischplatte, wie er es immer tat, wenn er sich zu einer raschen Entscheidung durchringen mußte. Er war ein Mann von mittlerer Größe und Statur, Mitte Fünfzig, und trug das ergrauende Haar glatt von der hohen Stirn nach hinten gekämmt. Seine Augen waren von

einem stechenden, kalten Blau, und in seinem Gesicht stand momentan ein Ausdruck tiefer Besorgnis, in die sich auch Ratlosigkeit mischte.

Es klopfte diskret, und Treadwell erschien an der Tür.

»Verzeihung, Sir Claud. Ich dachte, Sie hätten vielleicht den Gong nicht gehört...«

»Doch, doch, Treadwell, ist schon gut. Sagen Sie den Herrschaften, ich komme gleich. Sagen Sie, ich werde noch am Telefon festgehalten. Tatsächlich muß ich noch rasch einen Anruf erledigen. Sie können ruhig schon auftragen.«

Während Treadwell sich stumm entfernte, holte Sir Claud einmal tief Luft und zog das Telefon zu sich heran. Dann nahm er ein Adreßbüchlein aus der Schreibtischschublade, schlug kurz darin nach und nahm den Hörer ab. Er lauschte eine Sekunde, dann sagte er:

»Market Cleve drei-null-vier. Ich brauche eine Verbindung nach London.« Er nannte die Nummer, lehnte sich zurück und wartete. Wieder begannen die Finger seiner rechten Hand nervös auf dem Schreibtisch zu trommeln.

Einige Minuten später gesellte Sir Claud Amory sich zu den übrigen sechs Personen im Speisezimmer, die bereits am Tisch saßen. Er selbst nahm am Kopfende Platz, rechts neben ihm saß seine Nichte Barbara Amory, daneben ihr Vetter Richard, Sir Clauds einziger Sohn, und ihm zur Rechten Dr. Carelli, ein Gast aus Italien. Weiter ging es am entgegengesetzten Tische mit Caroline Amory, Sir Clauds Schwester. Sie war eine ältliche Jungfer und führte Sir Claud seit dem Tod

seiner Frau vor einigen Jahren den Haushalt. Ihr rechter Tischnachbar war Edward Raynor, Sir Clauds Sekretär, und zwischen ihm und dem Haushaltsvorstand schließlich saß Lucia, Richard Amorys Frau.

Das hastige Dinner war in keinsten Weise festlicher Natur. Caroline Amory unternahm mehrere Anläufe zu einem Gespräch mit Dr. Carelli, der zwar artig antwortete, selbst aber wenig beitrug. Als sie einmal eine Bemerkung an Edward Raynor richtete, zuckte dieser sonst so höfliche und gewandte junge Mann erschrocken zusammen, murmelte eine Entschuldigung und machte ein verlegenes Gesicht. Sir Claud war schweigsam wie immer beim Essen, eher noch etwas schweigsamer. Richard Amory warf hin und wieder einen besorgten Blick zu seiner Frau Lucia. Nur Barbara Amory schien bester Dinge und verwickelte hin und wieder ihre Tante Caroline in eine kleine Plauderei.

Als Treadwell dann das Dessert auftrug, wandte Sir Claud sich plötzlich an den Butler und sagte so laut, daß alle am Tisch es hören konnten:

»Treadwell, rufen Sie die Garage Jackson in Market Cleve an, sie soll einen Wagen an den Acht-Uhr-fünfzig-Zug aus London schicken. Mit diesem Zug kommt ein Herr, der uns nach dem Essen hier besuchen wird.«

»Sehr wohl, Sir Claud«, antwortete Treadwell und ging. Er war noch nicht ganz aus dem Zimmer, als Lucia plötzlich aufstand und mit einer leise gemurmelten Entschuldigung hinauseilte, wobei sie fast noch mit dem Butler zusammenstieß, der gerade die Tür hinter sich

schließen wollte.

Lucia durchquerte eilig die Diele und betrat einen sehr großen Raum auf der Rückseite des Hauses, der an Sir Clauds Arbeitszimmer angeschlossen. Die Bibliothek, wie dieser Raum allgemein genannt wurde, diente zugleich als Salon. Sie war eher gemütlich als vornehm eingerichtet, hatte eine Tür zur Terrasse sowie eine Verbindungstür zu Sir Clauds Arbeitszimmer. Auf dem Sims über einem großen offenen Kamin standen eine altmodische Uhr und zwischen allerlei Zierat eine Vase mit Fidibussen zum Feueranzünden.

An Mobiliar enthielt diese Bibliothek einen hohen Bücherschrank, auf dem ganz oben ein Blechkasten stand, einen Schreibtisch mit Telefon, einen Bürostuhl, einen kleinen Tisch für Grammophon und Schallplatten, ein Sofa, einen Couchtisch, ein Beistelltischchen, auf dem zwischen Bücherstützen ein paar Bücher standen, zwei gewöhnliche Stühle an einem großen runden Tisch in der Zimmermitte, einen Lehnstuhl und ein weiteres Tischchen, auf dem ein Messingtopf mit einer Zimmerpflanze stand. Lauter altmodische Möbel, die aber weder alt noch vornehm genug waren, um als Antiquitäten zu gelten.

Lucia war eine sehr schöne junge Frau von fünfundzwanzig Jahren, deren volle dunkle Mähne ihr um die Schultern floß, und mit braunen Augen, die erregend blitzen konnten, nun aber von einer unterdrückten, nicht leicht zu benennenden Empfindung vor sich hin glommen. In der Zimmermitte blieb Lucia zögernd stehen, anschließend ging sie zur Terrassentür, schlug die Vorhänge leicht auseinander und blickte in den

Abend hinaus. Mit einem kaum hörbaren Seufzer drückte sie die Stirn an das kühle Glas und hing ihren Gedanken nach.

Von der Diele her hörte man Miss Amory »Lucia, Lucia, wo bist du denn?« rufen. Unmittelbar darauf trat sie in die Bibliothek. Sie war ein paar Jahre älter als ihr Bruder und gab sich gern ein bißchen überbesorgt. Jetzt nahm sie Lucia beim Arm und führte sie mit sanfter Gewalt zum Sofa.

»So, mein Liebes, nun setz dich mal hierher«, sagte sie, wobei sie auf das eine Sofaende zeigte. »Gleich wird's dir wieder bessergehen.«

Lucia setzte sich und sah mit einem matten Lächeln der Dankbarkeit zu Caroline Amory auf. »Ja, ja, gewiß«, sagte sie. »Es geht ja auch schon vorbei.« Ihr Englisch war makellos, vielleicht ein wenig zu makellos, und nur ihr Tonfall verriet hin und wieder, daß es nicht ihre Muttersprache war.

»Mir ist nur plötzlich ein bißchen komisch geworden«, fuhr sie fort. »Wie dumm. So etwas ist mir noch nie passiert. Ich kann es mir gar nicht erklären. Geh nur wieder zu den anderen, Tante Caroline. Ich bin gleich wieder obenauf.« Unter Tante Carolines sorgenvollem Blick nahm sie ein Taschentuch aus ihrer Handtasche, tupfte sich die Augen damit ab und steckte es wieder ein. »Ich bin gleich wieder obenauf«, wiederholte sie lächelnd. »Wirklich.«

Miss Amory schien nicht recht überzeugt. »Eben sahst du aber gar nicht gut aus, Liebes, schon den ganzen Abend nicht«, sagte sie mit skeptischer Miene.

»Nein?«

»Nein, wahrhaftig nicht.« Miss Amory setzte sich neben Lucia. »Vielleicht hast du dich ja ein wenig erkältet«, zwitscherte sie besorgt. »Unser englischer Sommer kann ja so tückisch sein. Nicht zu vergleichen mit der heißen Sonne Italiens, an die du gewöhnt bist. Schönes Italien, sage ich immer.«

»Italien«, flüsterte Lucia mit abwesendem Blick, während sie die Handtasche neben sich aufs Sofa stellte. »Italien ...«

»Ich weiß, mein Kind. Du mußt deine Heimat sehr vermissen. Es ist für dich bestimmt eine schreckliche Umstellung – zum einen das Wetter, und dann die anderen Sitten. Sicher kommen wir dir richtig kalt vor. Die Italiener dagegen ...«

»O nein«, rief Lucia mit einer Heftigkeit, die Miss Amory überraschte. »Ich vermisse Italien überhaupt nicht. Kein bißchen.«

»Aber hör mal, Kindchen, es ist doch keine Schande, hin und wieder etwas Heimweh –«

»Kein bißchen!« wiederholte Lucia. »Ich hasse Italien. Ich habe es immer gehaßt. Hier in England, bei euch lieben Menschen, das ist für mich wie der Himmel. Der wahre Himmel!«

»Es ist sehr lieb von dir, das zu sagen«, meinte Tante Caroline, »allerdings weiß ich nicht, ob du nicht nur höflich bist. Ja, wir bemühen uns alle, damit du dich hier glücklich und zu Hause fühlst, aber hin und wieder ein kleines bißchen Heimweh nach Italien wäre doch nur natürlich. Dazu noch ohne Mutter –«

»Bitte, bitte«, fiel Lucia ihr ins Wort. »Sprich nicht von meiner Mutter.«

»Natürlich nicht, Liebes, wenn du es nicht möchtest. Ich wollte dich nicht aufregen. Soll ich dir etwas Riechsalz holen? Ich habe welches in meinem Zimmer.«

»Nein, danke«, erwiderte Lucia. »Wirklich, ich fühle mich jetzt wieder ganz wohl.«

»Aber es würde mir gar keine Umstände machen«, beteuerte Caroline Amory. »Ich habe ein sehr gutes Riechsalz, so schön rosa, und in einem wunderhübschen Fläschchen. Ganz stark. Salmiak. Oder heißt es Salmiakgeist? Das kann ich mir nie merken. Jedenfalls ist es nicht das, womit man die Toilette reinigt.«

Lucia lächelte milde, sagte aber nichts. Miss Amory war aufgestanden. Offenbar unschlüssig, ob sie das Riechsalz nun holen sollte oder nicht, trat sie hinters Sofa und rückte die Kissen zurecht. »Bestimmt hast du dich plötzlich verkühlt«, fuhr sie fort. »Heute morgen sahst du nämlich noch aus wie das blühende Leben. Vielleicht die Aufregung über das Wiedersehen mit deinem italienischen Freund, Dr. Carelli? So plötzlich und unerwartet, nicht? Dich muß ja fast der Schlag getroffen haben.«

Richard, Lucias Mann, war während dieser Worte in die Bibliothek gekommen. Miss Amory bemerkte ihn nicht, denn sie war ganz mit Lucia beschäftigt, die sie offenbar so aufgeregt hatte, daß sie mit geschlossenen Augen an die Sofalehne zurückgesunken war und zitternd dalag. »Aber was ist denn, Liebes?« rief sie erschrocken. »Bekommst du wieder einen Schwächeanfall?«

Richard Amory schloß die Tür und näherte sich den beiden Frauen. Er war etwa dreißig Jahre alt und mittel-

groß, ein Engländer von konventionell gutem Aussehen, mit rötlichem Haar und kräftiger, etwas unter-setzter Figur. »Geh du nur fertig essen, Tante Caroline«, sagte er zu Miss Amory. »Lucia ist bei mir in guten Händen. Ich kümmere mich um sie.«

Miss Amory schien weiter unschlüssig. »Ach, du bist es, Richard. Nun, dann sollte ich vielleicht wirklich lieber gehen«, meinte sie, während sie schon ein paar zögernde Schritte zur Dielentür machte. »Du weißt, wie verhaßt deinem Vater Störungen aller Art sind. Besonders wenn Besuch da ist. Man kann ja auch nicht behaupten, daß er ein guter Freund der Familie wäre.«

Sie wandte sich noch einmal an Lucia. »Was ich eben sagen wollte, Liebes – es ist doch sehr merkwürdig, wie dieser Dr. Carelli so plötzlich hier aufgetaucht ist, ohne die mindeste Ahnung, daß du in dieser Gegend zu Hause bist. Läuft dir im Dorf ganz einfach über den Weg! War das nicht eine Riesenüberraschung für dich?«

»Doch«, sagte Lucia.

»Wie klein die Welt ist, sage ich immer«, fuhr Miss Amory fort. »Ein sehr gutaussehender Mann übrigens, Lucia.«

»Findest du?«

»Natürlich fremdartig«, räumte Miss Amory ein, »aber ausgesprochen gutaussehend. Und wie hervorragend er Englisch spricht!«

»Ja, das schon.«

Miss Amory schien wenig geneigt, von ihrem Thema abzulassen. »Und du hattest wirklich keine Ahnung, daß er hier in der Gegend war?«

»Nicht die mindeste«, erklärte Lucia mit Nachdruck.

Die ganze Zeit hatte Richard Amory seine Frau aufmerksam beobachtet. Jetzt mischte er sich wieder ins Gespräch ein. »Es war doch wohl eine freudige Überraschung für dich, Lucia?«

Lucia sah kurz zu ihm auf, gab aber keine Antwort. Miss Amory strahlte. »Aber sicher, Liebes!« rief sie.

»Kannst du ihn denn gut in Italien? War er ein guter Freund von dir? Muß er doch.«

Lucias Stimme klang plötzlich bitter. »Er war nie mein Freund«, sagte sie.

»Aha. Also nur ein Bekannter. Aber deine großzügige Einladung zum Tee hat er angenommen. Ich finde diese Ausländer ja manchmal etwas aufdringlich. Nein, nein, ich meine natürlich nicht dich, Liebes ...« Miss Amory besaß den Anstand, kurz zu erröten. »Ich meine, du bist ja ohnehin schon halb Engländerin.« Mit einem schelmischen Blick zu ihrem Neffen fuhr sie fort: »Ist sie nicht sogar schon ganz Engländerin, was meinst du, Richard?«

Richard Amory ließ sich auf den neckischen Ton seiner Tante nicht ein, sondern ging zur Tür und öffnete sie, wie um Miss Amory aufzufordern, endlich wieder zu den anderen zu gehen.

»Nun denn«, sagte diese widerstrebend, »wenn ihr meint, daß ich nichts weiter tun kann —«

»So ist es«, sagte Richard kurz angebunden und hielt ihr die Tür auf, und mit einem letzten verlegenen Lächeln in Lucias Richtung verließ Miss Amory die Bibliothek.

Richard machte mit einem erleichterten Seufzer die Tür

hinter ihr zu und kehrte zu seiner Frau zurück. »Brabbel, brabbel, brabbel«, schimpfte er. »Ich dachte schon, sie würde überhaupt nicht mehr gehen.«

»Sie wollte doch nur nett sein, Richard.«

»Ja, sicher. Ich finde nur, daß sie es ein bißchen über-treibt.«

»Ich glaube, sie mag mich eben«, sagte Lucia leise.

»Wie? Ach so, natürlich.« Richard schien nicht ganz bei der Sache. Er stand nur da und sah seine Frau an.

Beide schwiegen verlegen. Endlich ging Richard auf Lucia zu und blickte von oben auf sie hinunter. »Und ich kann dir wirklich nicht irgend etwas besorgen?«

»Nein, Richard, danke.« Lucia sah zu ihm auf und zwang sich zu einem Lächeln. »Geh nur wieder ins Speisezimmer. Mir geht es jetzt wirklich gut.«

»Nein, ich bleibe bei dir«, erwiderte ihr Mann.

»Ich möchte aber lieber allein sein.«

Sie schwiegen wieder. Dann trat Richard hinters Sofa und fragte: »Sind die Kissen so in Ordnung? Soll ich dir noch eins unter den Kopf schieben?«

»Ich sitze so ganz bequem«, wehrte Lucia ab. »Aber ein bißchen frische Luft wäre gut. Könntest du die Terrassentür öffnen?«

Richard ging hin und hantierte am Hebel. »Mist!« rief er. »Der Alte hat das Ding mit einem seiner Patent-schlösser gesichert. Ohne Schlüssel kriegt man es nicht auf.«

Lucia zuckte die Achseln. »Macht nichts«, murmelte sie. »Ist ja nicht so wichtig.«

Richard ging zu einem der Stühle am großen Tisch und setzte sich, die Ellbogen auf den Oberschenkeln, den

Körper nach vorn gebeugt. »Ist er nicht toll, mein alter Herr? Immer wieder erfindet er was Neues.«

»Stimmt«, antwortete Lucia. »Er muß mit seinen Erfindungen schon viel Geld verdient haben.«

»Unsummen«, knurrte Richard verdrießlich. »Aber es geht ihm nicht ums Geld. Da sind sie alle gleich, diese Wissenschaftler. Immer hinter irgend etwas völlig Unbrauchbarem her, wofür sich außer ihnen kein Mensch auf der Welt interessiert. Atome spalten, mein Gott!«

»Trotzdem ist er ein großer Mann, dein Vater.«

»Ja, ich denke, er ist einer der führenden Naturwissenschaftler unserer Zeit«, gab Richard zähneknirschend zu. »Aber er kennt nun einmal keinen anderen Standpunkt als seinen eigenen.« Richards Ton wurde immer ungehaltener. »Und mich behandelt er verdammt schlecht.«

»Ich weiß«, stimmte Lucia ihm zu. »Er kettet dich hier ans Haus, als wärest du sein Gefangener. Warum hat er eigentlich von dir verlangt, aus der Armee auszuscheiden und hier bei ihm zu leben?«

»Möglicherweise hat er gedacht, ich könnte ihm bei seiner Arbeit helfen«, sagte Richard. »Dabei hätte er wissen müssen, daß ich auf dem Gebiet zu nichts taue. Ich habe einfach nicht den Grips dafür.« Er rückte seinen Stuhl ein Stückchen näher zu Lucia und beugte wieder den Oberkörper vor. »Mein Gott, Lucia, manchmal möchte ich regelrecht verzweifeln. Der Mann schwimmt im Geld, aber er gibt es bis auf den letzten Penny für seine dämlichen Experimente aus. Man sollte doch meinen, er würde mir mal ein bißchen von dem überlassen, was mir eines Tages sowieso gehören wird,

damit ich mich von hier unabhängig machen kann.«
Lucia setzte sich aufrecht. »Geld!« rief sie verbittert.
»Darum dreht sich doch letzten Endes alles. Geld!«
»Ich fühle mich wie eine Fliege im Spinnennetz«, fuhr Richard fort. »Hilflos. Vollkommen hilflos.«
»Ich doch auch, Richard!« rief Lucia flehend. »Ich doch auch!«

Ihr Mann sah sie bestürzt an. Er wollte etwas sagen, aber Lucia fuhr schon fort: »Ja, ich auch. Hilflos. Und auch ich möchte hier raus.« Plötzlich stand sie auf und ging, während sie erregt weiterredete, zu ihm.
»Richard, bevor es zu spät ist, bring mich um Himmels willen von hier fort!«

»Fort?« Richards Stimme klang hohl und verzweifelt.
»Wohin denn?«

»Egal wohin«, antwortete Lucia immer erregter.
»Irgendwohin auf der Welt. Nur weg von diesem Haus. Das ist das einzig Wichtige, weg von diesem Haus. Ich habe Angst, Richard, ich habe Angst, sage ich dir. Die Schatten ...« Sie blickte furchtsam über ihre Schulter, als vermutete sie welche hinter sich. »Schatten überall.«

Richard war sitzen geblieben. »Wie sollen wir denn von hier fort, ohne Geld?« Er sah zu Lucia auf und meinte verbittert: »Von einem Mann ohne Geld hat eine Frau nicht viel, nicht wahr, Lucia? Habe ich nicht recht?«

Sie wich einen Schritt vor ihm zurück. »Wie kommst du denn darauf?« fragte sie. »Was meinst du damit?«

Richard sah sie nur weiter an und schwieg; sein Gesicht war verkniffen und doch seltsam ausdruckslos.

»Was ist denn heute los mit dir, Richard?« fragte Lucia.
»Du bist irgendwie – anders.«
Richard stand auf. »So, bin ich das?«
»Ja – was hast du?«
»Also –« begann Richard, dann stockte er. »Ach was. Es ist nichts.«
Er wollte sich von ihr abwenden, aber Lucia drehte ihn zu sich herum und legte ihm die Hände auf die Schultern. »Richard, Liebster –« begann sie. Er griff nach ihren Händen und schob sie von seinen Schultern. »Richard –« begann sie noch einmal.
Richard sah auf sie hinunter, die Arme auf dem Rücken. »Hältst du mich für einen vollkommenen Trottel?« fragte er. »Meinst du, ich hätte nicht gesehen, wie dein ›Bekannter‹ dir heute abend ein Zettelchen zugesteckt hat?«
»Du meinst... du hast gedacht –?«
Er schnitt ihr barsch das "Wort ab. »Warum bist du vom Essen weggerannt? Von wegen Schwächeanfall! Das war doch nur ein Vorwand. Du wolltest allein sein, um dein kostbares Briefchen zu lesen. Du konntest es gar nicht erwarten. Fast verrückt geworden bist du vor Ungeduld, weil du uns nicht loswurdest. Zuerst Tante Caroline, dann mich.« Der Blick, mit dem er sie ansah, war kalt vor Gekränktheit und Zorn.
»Du bist ja verrückt, Richard«, sagte Lucia. »Mein Gott, das ist doch lächerlich. Du kannst nicht ernsthaft glauben, daß mir etwas an Carelli liegt. Oder? Kannst du das wirklich glauben? Mein lieber, lieber Richard – für mich gibt es nur dich! Sonst niemanden. Das solltest du doch wissen.«

Richard starrte sie unverwandt an. »Was steht auf dem Zettel?« fragte er ruhig.

»Nichts. Gar nichts.«

»Dann zeig ihn mir.«

»Das – geht nicht«, sagte Lucia. »Ich habe ihn vernichtet.«

Auf Richards Gesicht erschien ein kaltes Lächeln, das sogleich wieder verschwand. »Das ist nicht wahr«, sagte er. »Zeig ihn mir.«

Lucia schwieg eine kleine Weile und sah ihn nur flehend an. Dann fragte sie: »Kannst du mir nicht vertrauen, Richard?«

»Ich könnte ihn dir mit Gewalt wegnehmen«, stieß er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, wobei er einen Schritt auf sie zu machte. »Ich wäre fast geneigt...«

Lucia wich mit einem leisen Aufschrei vor ihm zurück, sah ihm aber weiter fest in die Augen, als wollte sie ihn zwingen, ihr zu glauben. Plötzlich wandte er sich ab. »Nein«, sagte er, mehr zu sich selbst. »Es gibt Dinge, die man einfach nicht tut.« Er drehte sich wieder um. »Aber diesen Carelli – bei Gott, den werde ich mir vorknöpfen.«

Lucia ergriff mit einem Schreckensruf seinen Arm. »Nein, Richard, nein, das darfst du nicht. Tu's nicht, ich flehe dich an. Tu das nicht!«

»Hast du etwa Angst um deinen Liebsten?« fragte Richard hämisch.

»Er ist nicht mein Liebster«, versetzte Lucia heftig.

Richard faßte sie bei den Schultern. »Vielleicht nicht – noch nicht«, sagte er. »Vielleicht will er...«

Er hörte Stimmen von draußen und verstummte. Dann riß er sich mit Mühe zusammen und ging zum Kamin, nahm ein Zigarettenetui nebst Feuerzeug aus der Tasche und zündete sich eine Zigarette an. Die Tür öffnete sich, die Stimmen wurden lauter. Lucia ging zu dem Stuhl, den Richard vor einer Weile verlassen hatte, und setzte sich. Ihr Gesicht war weiß, und sie hielt die Hände krampfhaft ineinander verschlungen.

Miss Amory trat mit ihrer Nichte Barbara ein, einer überaus modernen jungen Frau von einundzwanzig Jahren. Ihre Handtasche schwenkend, ging Barbara auf Lucia zu. »Na, Schätzchen, geht's wieder?« fragte sie.

Lucia rang sich ein Lächeln ab, als Barbara Amory auf sie zukam. »Ja, danke, mein Herz«, antwortete sie. »Mir geht es bestens. Ehrlich.«

Barbara blickte auf die schöne, dunkelhaarige Frau ihres Vetters hinunter. »Du hast Richard doch nicht etwa eine frohe Botschaft überbracht?« meinte sie. »Ist das des Rätsels Lösung?«

»Frohe Botschaft? Was für eine frohe Botschaft? Ich weiß nicht, was du meinst«, versicherte Lucia.

Barbara verschränkte die Arme vor der Brust und machte eine Schaukelbewegung, als wiegte sie ein Baby. Lucia hatte für diese Pantomime nur ein betrübtes Lächeln und ein Kopfschütteln übrig, während Miss Amory vor Entsetzen gleich auf einen Stuhl sank. »Ich muß schon sagen, Barbara!« schalt sie. »Nun«, meinte Barbara, »es kann doch mal ein Malheur passieren.«

Ihre Tante schüttelte energisch den Kopf. »Ich weiß nicht, wie weit es mit den jungen Mädchen von heute gekommen ist«, erklärte sie niemandem im besonderen. »In meiner Jugend haben wir über Mutterschaft keine frivolen Reden geführt, und ich hätte nie zugelassen...« Sie brach ab, als sie die Tür aufgehen hörte, und als sie sich umdrehte, sah sie gerade noch Richard aus dem Zimmer gehen. »Und Richard hast du auch in Verlegenheit gebracht«, setzte sie ihren Vortrag an Barbara fort. »Was mich im übrigen gar nicht wundert.«

»Ach, Tante Caroline«, versetzte Barbara, »du bist ja auch eine Viktorianerin. Als du zur Welt kamst, hatte

die alte Königin noch gute zwanzig Jahre vor sich. Du bist typisch für deine Generation und ich für die meine.«

»Und ich brauche wohl nicht zu sagen, was ich vorziehe«, wollte ihre Tante loslegen, aber Barbara unterbrach sie lachend: »Ich finde euch Viktorianer einfach köstlich. Man muß sich das vorstellen – kleinen Kindern zu erzählen, sie wären unterm Stachelbeerstrauch gefunden worden! Hinreißend.«

Sie kramte ein Feuerzeug aus ihrer Handtasche und zündete sich eine Zigarette an. Schon wollte sie weiterreden, aber Miss Amory schnitt ihr mit einer Handbewegung das Wort ab. »Hör jetzt mal auf mit diesen Albernheiten, Barbara. Ich mache mir ernsthafte Sorgen um unser Kindchen hier, und du hast nichts Besseres im Sinn, als dich über mich lustig zu machen.«

Plötzlich sank Lucia weinend in sich zusammen und rief, während sie sich unter Schluchzen die Tränen aus den Augen zu wischen versuchte: »Ihr seid alle so gut zu mir. Nie war jemand gut zu mir, bis ich hierherkam, bis ich Richard heiratete. Es ist so schön, bei euch zu sein. Ich kann nichts dafür, aber...«

»Ist ja gut, ist ja gut«, versuchte Miss Amory sie zu beruhigen. Sie ging hin und tätschelte ihr den Rücken. »Ist ja schon gut, Kindchen. Ich kann dich verstehen – ein Leben lang im Ausland – wie unpassend für ein junges Mädchen. Meine Vorstellung von Jugend ist das nicht. Und dann noch diese merkwürdigen Vorstellungen von Erziehung, die sie auf dem Kontinent haben. Ist gut, ist ja schon gut.«

Lucia stand auf und blickte unsicher um sich. Willig ließ sie sich von Miss Amory wieder zum Sofa führen und nahm in der einen Ecke Platz, während Miss Amory sie von allen Seiten mit Kissen umhüllte und sich dann neben sie setzte. »Ist doch klar, daß du völlig durcheinander bist, Liebes. Aber du mußt versuchen, Italien zu vergessen. Allerdings sage ich ja immer, daß die italienischen Seen im Frühling ganz reizend sind. Genau richtig für den Urlaub, aber leben möchte man dort natürlich nicht. Nun weine nicht, Liebes, weine nicht.«

»Ich finde, sie braucht einfach einen kräftigen Schluck zu trinken«, sagte Barbara. Sie setzte sich auf den Couchtisch und sah Lucia kritisch, aber nicht ohne Anteilnahme ins Gesicht. »Ein fürchterliches Haus ist das hier, Tante Caroline. Jahre hinter der Zeit zurück. Das Wort Cocktail hat man hier noch nie gehört. Nur Sherry oder Whisky vor dem Essen und Brandy danach. Richard kann nicht einmal einen ordentlichen Manhattan mixen; und Edward Raynor um einen Whisky-Sour zu bitten, kann man gleich vergessen. Aber was Lucia wirklich in Null Komma nichts wieder auf die Beine bringen würde, das wäre jetzt ein Satans Whisker.«

Miss Amory sah schockiert zu ihrer Nichte. »Und was, bitte sehr«, erkundigte sie sich schaudernd, »ist ein ›Satans Whisker‹?«

»Ganz einfach zu machen, wenn man die Zutaten hat«, antwortete Barbara. »Brandy und Creme de Menthe zu gleichen Teilen, aber die Prise Paprika nicht vergessen. Die ist sehr wichtig. Schmeckt einfach toll und bringt

dich garantiert in Schwung.«

»Du weißt, daß ich von diesen alkoholischen Belebungsmitteln nichts halte, Barbara«, erklärte Miss Amory, indem sie sich schüttelte. »Wie mein lieber Vater immer sagte -«

»Oh, was er gesagt hat, weiß ich«, versetzte Barbara. »Und dabei ist nun wirklich jedem in der Familie bekannt, daß der gute Großonkel Algernon ein weithin berühmter Schluckspecht war.«

Zuerst machte Miss Amory ein Gesicht, als ob sie gleich in die Luft gehen wollte, doch dann begann ein leichtes Lächeln um ihre Lippen zu spielen, und sie sagte nur: »Bei den Herren ist das etwas anderes.«

Damit war sie bei Barbara allerdings an der falschen Adresse. »Es ist bei den Herren überhaupt nichts anderes«, sagte sie. »Zumindest wüßte ich nicht, warum man es ihnen als etwas anderes nachsehen sollte. Man hat es ihnen früher nur so durchgehen lassen.« Sie kramte einen kleinen Spiegel, eine Puderquaste und einen Lippenstift aus ihrer Handtasche. »Na, wie sehe ich denn aus?« fragte sie niemand anderen als sich selbst. »Ach du liebes bißchen!« Und mit energischen Bewegungen begann sie Lippenstift aufzutragen.

»Also wirklich, Barbara«, rief ihre Tante. »Du solltest dir nicht derart viel von diesem roten Zeug auf die Lippen schmieren. Das ist eine sehr kräftige Farbe.«

»Na hoffentlich«, versetzte Barbara, ohne sich bei ihrer kosmetischen Auffrischung stören zu lassen. »Hat schließlich siebeneinhalb Schilling gekostet.«

»Siebeneinhalb Schilling! Schändlich, so eine Geldverschwendung, und nur für – für –«

»Für ›Kußeckt‹, Tante Caroline.«

»Wie bitte?«

»Der Lippenstift. Er heißt ›Kußeckt‹.«

Ihre Tante zog mißbilligend die Luft ein. »Ich weiß natürlich«, sagte sie, »wie leicht einem die Lippen aufspringen, wenn man bei scharfem Wind draußen war, da ist ein bißchen Einfetten ganz ratsam. Mit Lanolin zum Beispiel. Ich nehme immer –«

Barbara fiel ihr ins Wort. »Liebe Tante Caroline, das eine laß dir von mir sagen: Ein junges Mädchen kann gar nicht genug Lippenstift auftragen. Schließlich weiß man nie, wieviel man davon im Taxi nach Hause abgeben muß.« Mit diesen Worten verstaute sie Spiegel, Puderquaste und Lippenstift wieder in ihrer Handtasche.

Miss Amory sah sie verständnislos an. »Was heißt das, ›im Taxi nach Hause?‹« fragte sie. »Das verstehe ich nicht.«

Barbara stand auf, trat hinters Sofa und beugte sich von hinten über Lucia. »Macht nichts. Lucia versteht schon, nicht wahr, Schätzchen?« fragte sie und kraulte Lucia am Kinn.

Lucia Amory blickte verwirrt um sich. »Entschuldige«, sagte sie zu Barbara. »Ich habe nicht zugehört. Was hast du gesagt?«

Für Caroline Amory war das die Gelegenheit, ihre Aufmerksamkeit wieder ganz auf Lucia und ihren Gesundheitszustand zu richten. »Ich mache mir wirklich Sorgen um dich, Liebes«, sagte sie. Dann sah sie von Lucia zu Barbara. »Man müßte ihr doch irgend etwas geben können, Barbara. Was haben wir denn im Haus?

Hirschhornsalz wäre natürlich genau das Richtige, aber dummerweise hat diese ungeschickte Ellen heute morgen beim Staubwischen mein Fläschchen zer-
schlagen.«

Barbara spitzte die Lippen und dachte kurz nach. »Ich weiß«, rief sie dann. »Die Krankenhausapotheke!«

»Krankenhausapotheke? "Was meinst du denn damit?

Welche Krankenhausapotheke?« fragte Miss Amory.

Barbara setzte sich auf einen Stuhl neben Miss Amory.

»Du weißt doch«, sagte sie, »Ednas Sachen.«

Über Miss Amorys Gesicht ging ein Strahlen. »Ach ja, natürlich! Ich wünschte«, sagte sie, nun wieder zu Lucia, »du hättest Edna noch kennengelernt. Das ist meine ältere Nichte, Barbaras Schwester. Sie ist mit ihrem Mann nach Indien gegangen – das war ungefähr drei Monate, bevor du mit Richard hierherkamst. Edna war ja so ein tüchtiges junges Mädchen.«

»Über die Maßen tüchtig«, bestätigte Barbara. »Hat gerade Zwillinge bekommen. Und da es in Indien keine Stachelbeersträucher gibt, muß sie die wohl unter einem Mangobaum gefunden haben.«

Miss Amory ließ sich zu einem Lächeln herab. »Hör doch auf, Barbara.« Dann wandte sie sich wieder an Lucia: »Was ich gerade erzählen wollte, Edna hat sich im Krieg zur Apothekerin ausbilden lassen. Hat hier in unserem Krankenhaus gearbeitet. Wir hatten im Krieg nämlich das Rathaus zum Krankenhaus gemacht. Und nach dem Krieg hat Edna dann noch ein paar Jahre, bis zu ihrer Heirat, weiter als Apothekerin gearbeitet; hier im Kreiskrankenhaus. Mit Medizin und Pillen und dergleichen kannte sie sich sehr gut aus. Kennt sie sich

wohl immer noch. In Indien muß das für sie von unschätzbarem Wert sein. Aber was wollte ich sagen? Ach ja – als sie fortging... Was haben wir da eigentlich mit diesen vielen Fläschchen von ihr gemacht?»

»Das weiß ich noch ganz genau«, sagte Barbara. »Wir haben viele von Ednas alten Sachen aus der Apotheke in einen Kasten getan. Eigentlich sollten sie sortiert und an Krankenhäuser geschickt werden, aber dann haben wir es alle miteinander vergessen, oder zumindest hat keiner was getan. Den Kasten haben wir auf den Dachboden gestellt, und da ist er erst wieder zum Vorschein gekommen, als Edna schon ihre Sachen für Indien packte. Da oben steht er –« Barbara zeigte zum Bücherschrank –, »und noch immer hat sich keiner das Zeug mal angesehen oder gar aussortiert.«

Sie stand auf, trug ihren Stuhl zum Bücherschrank, stieg hinauf und nahm den schwarzen Blechkasten herunter.

Ohne auf Lucias leises »Laß nur, ich brauche wirklich nichts« zu hören, brachte Barbara den Kasten zum Tisch und stellte ihn darauf.

»Also«, meinte sie, »wenn wir die Sachen schon mal unten haben, können wir sie uns doch wenigstens ansehen.« Sie klappte den Deckel hoch. »Ach du liebe Güte, ist das ein Sammelsurium«, rief sie, während sie diverse Fläschchen herausnahm. »Jodtinktur, Wundbalsam – hier steht nur ›Tinct. Card. Co.‹ drauf – und Rizinusöl.« Sie zog eine Schnute. »Ah, und jetzt kommen wir zu den stärkeren Sachen«, sagte sie und entnahm dem Kasten ein paar braune Glasröhrchen. »Atropin, Morphinum, Strychnin«, las sie von den Auf-

klebern ab. »Sieh dich vor, Tante Caroline. Wenn du meinen Zorn weckst, rühre ich dir Strychnin in den Kaffee, und du mußt unter furchtbaren Qualen sterben.« Sie drohte ihrer Tante scherzhaft mit dem Finger, aber diese winkte nur mit einem kurzen Schnauben ab.

»Jedenfalls ist da nichts drin, womit wir Lucia wieder auf die Beine bringen könnten«, meinte sie lachend, während sie die Fläschchen und Röhrchen wieder in den Kasten tat. Sie hielt gerade das Röhrchen mit den Morphiumtabletten in der Hand, als die Dielentür aufging und Treadwell erschien, um Edward Raynor, Dr. Carelli und Sir Claud Amory hereinzulassen. Zuerst kam Edward Raynor, Sir Clauds Sekretär, ein nicht weiter bemerkenswerter junger Mann von Ende Zwanzig. Er ging zu Barbara und warf einen Blick in den Kasten. »Nanu, Mr. Raynor, interessieren Sie sich für Gifte?« fragte sie, während sie mit dem Einräumen fortfuhr.

Auch Dr. Carelli kam an den Tisch. Er war Mitte Vierzig, hatte einen auffallend dunklen Teint und trug einen tadellos sitzenden Gesellschaftsanzug. Er trat sehr weltgewandt auf, und wenn er sprach, hörte man nur einen ganz leichten italienischen Akzent. »Was haben wir denn da, meine liebe Miss Amory?« erkundigte er sich. Sir Claud war noch an der Tür stehengeblieben, um mit Treadwell zu sprechen. »Sie haben meine Anweisungen genau verstanden?« fragte er. Die Antwort des Butlers schien ihn zu befriedigen. »Ganz genau, Sir Claud.« Damit ging Treadwell wieder hinaus, und Sir Claud kam zu seinem Gast.

»Sie werden mich hoffentlich entschuldigen, Dr. Carrelli, wenn ich gleich weiter in mein Arbeitszimmer gehe«, sagte er. »Ich habe ein paar wichtige Briefe zu schreiben, die noch heute abend zur Post müssen. Raynor, kommen Sie mit.« Der Sekretär folgte Sir Claud durch die Verbindungstür ins Arbeitszimmer. Im selben Moment, als diese Tür hinter ihnen zuging, ließ Barbara das Röhrchen fallen, das sie in der Hand gehalten hatte.

Dr. Carelli war mit ein paar raschen Schritten bei Barbara und hob das Röhrchen auf. Bevor er es ihr jedoch mit einer höflichen Verbeugung zurückgab, warf er einen Blick darauf und rief: »Aber was haben wir denn da? Morphinum!« Er nahm eines der anderen Röhrchen vom Tisch. »Und Strychnin! Darf ich fragen, verehrte junge Dame, wie Sie an diese tödlichen Substanzen kommen?« Er nahm sich den weiteren Inhalt des Blechkastens vor.

Barbara betrachtete den zuvorkommenden Italiener mit sichtlicher Abneigung. »Kriegsbeute«, antwortete sie mit einem gezwungenen Lächeln.

Jetzt erhob sich Caroline Amory und näherte sich Dr. Carelli mit besorgter Miene. »Aber das ist doch nicht wirklich Gift, Doktor? Ich meine, damit kann man niemandem schaden, oder?« fragte sie. »Wir haben diesen Kasten schon seit Jahren im Haus. Es sind doch sicher ganz harmlose Sachen?«

»Ich würde sagen«, erwiderte Carelli trocken, »Sie könnten mit dieser kleinen Kollektion etwa ein Dutzend kräftige Männer umbringen. Ich weiß ja nicht, was Sie unter ›schaden‹ verstehen.«

»Großer Gott!« entfuhr es Miss Amory, die rasch wieder zu ihrem Stuhl ging und sich schwer darauf niederließ.

»Das zum Beispiel«, wandte Carelli sich jetzt an die Allgemeinheit, wobei er eines der Röhrchen in die Hand nahm und langsam vom Etikett vorlas: »Strychnin-Hydrochlorid; vier Milligramm. Sieben

oder acht von diesen kleinen Tabletten, und Sie würden eines wahrhaft unangenehmen Todes sterben. Ein ausgesprochen schmerzhafter Abgang von dieser Welt.« Er nahm ein zweites Röhrchen. »Atropin-Sulfat. Also, eine Atropinvergiftung ist manchmal schwer von einer Ptomainvergiftung zu unterscheiden. Auch ein sehr qualvoller Tod.«

Er legte die beiden Röhrchen in den Kasten zurück und nahm ein neues heraus. »Und hier«, fuhr er betont langsam und deutlich fort, »haben wir nun noch Hyoscin-Hydrobromid, null Komma sechs fünf Milligramm. Klingt nicht besonders gefährlich, nein? Aber ich versichere Ihnen, Sie brauchten nur die Hälfte von den kleinen weißen Tabletten zu schlucken, die hier drin sind, und...« Er vollführte eine sprechende Geste. »Sie hätten keinerlei Schmerzen. Sie würden nur sehr schnell in einen vollkommen traumlosen Schlaf sinken, einen Schlaf jedoch, aus dem es kein Erwachen gäbe.« Er ging auf Lucia zu und streckte ihr das Röhrchen entgegen, als sollte sie es sich sehr genau ansehen. Auf seinem Gesicht lag ein Lächeln, nicht aber in seinen Augen.

Lucia starrte das Röhrchen an, als wäre sie davon völlig fasziniert. Sie streckte die Hand danach aus und sagte in einem Ton, der wie hypnotisiert klang: »Ein schneller und vollkommen traumloser Schlaf...« Sie wollte das Röhrchen nehmen.

Dr. Carelli gab es ihr aber nicht, sondern blickte wie fragend zu Caroline Amory hinüber, die sichtlich schauderte und gequält das Gesicht verzog, aber nichts sagte. Achselzuckend wandte Carelli sich von Lucia ab,

das Röhrchen mit dem Hyoscin-Hydrobromid noch immer in der Hand.

Soeben ging die Dielentür auf, und Richard Amory kam herein. Wortlos ging er zum Schreibtisch und setzte sich auf den Bürostuhl. Gleich nach ihm kam Treadwell mit einem Tablett herein, auf dem eine Kaffeekanne, Tassen und Untertassen standen. Er stellte das Tablett auf den Couchtisch und ging wieder. Lucia auf dem Sofa beugte sich vor und begann Kaffee einzuschenken.

Barbara holte zwei volle Tassen und ging damit zu Richard, gab ihm eine und behielt die andere für sich selbst. Derweil stand Dr. Carelli noch bei dem großen Tisch in der Zimmermitte, damit beschäftigt, die Arzneimittlröhrchen wieder in den Blechkasten zu tun. »Also wissen Sie, Doktor«, sprach Miss Amory ihn an, »Sie haben mir mit diesem Gerede von einem schnellen, traumlosen Schlaf und qualvollen Tod eine richtige Gänsehaut gemacht. Als Italiener verstehen Sie sicher viel von Giften?«

»Aber Verehrteste«, lachte Carelli, »ist das nicht ein ausgesprochen ungerechtes – wie sagt man hier dazu – ein *non sequitur*, ein unzulässiger Schluß? Warum soll ein Italiener mehr von Gift verstehen als ein Engländer? Dabei habe ich mir sagen lassen«, fuhr er gutgelaunt fort, »daß Gift eher eine Waffe der Frau als des Mannes sei. Vielleicht sollte ich also Sie fragen –? Ach so, Sie haben womöglich an eine Frau gedacht, eine Italienerin? Wollten Sie etwa gerade eine gewisse Lucrezia Borgia erwähnen?« Er ging zum Couchtisch, ließ sich von Lucia eine Tasse Kaffee geben und brachte sie

Miss Amory, dann holte er auch eine für sich selbst.

»Lucrezia Borgia – diese gräßliche Person! Ja, an die werde ich wohl gedacht haben«, räumte Miss Amory ein. »Als Kind habe ich immer schlecht von ihr geträumt. Ich stellte sie mir ganz blaß vor, aber groß und mit so rabenschwarzem Haar wie unsere liebe Lucia.«

Dr. Carelli brachte das Zuckerschälchen zu Miss Amory, doch da sie dankend den Kopf schüttelte, stellte er es aufs Tablett zurück. Richard Amory setzte seine Tasse ab, nahm sich eine Zeitschrift vom Schreibtisch und begann darin zu blättern, während Miss Amory weiter über die Borgia redete. »Ja, das waren schreckliche Alpträume«, erzählte sie. »Ich war das einzige Kind in einem Zimmer voller Erwachsener, die alle aus kostbaren Bechern tranken. Da kam diese bezaubernd schöne Frau – wenn ich jetzt daran denke, sah sie dir erstaunlich ähnlich, liebe Lucia – also, sie kam zu mir und zwang mich, auch so einen Becher zu nehmen. Ich sah eigentlich schon an ihrem Lächeln, daß ich lieber nicht daraus trinken sollte, wußte aber zugleich, daß ich mich nicht dagegen wehren konnte, weil sie mich irgendwie zum Trinken hypnotisierte, und dann fühlte ich so ein Brennen im Hals und mußte nach Luft ringen. Danach bin ich natürlich aufgewacht.«

Dr. Carelli, der sich inzwischen Lucia genähert hatte, wandte sich jetzt mit einer demutsvollen Verbeugung an sie und rief: »Liebste Lucrezia Borgia, habt Erbarmen mit uns!«

Lucia ging nicht darauf ein; sie schien Carelli gar nicht gehört zu haben. Die Unterhaltung stockte. Lächelnd

wandte Carelli sich wieder von Lucia ab, trank seinen Kaffee aus und stellte die Tasse auf den großen Tisch. Barbara trank ebenfalls rasch ihren Kaffee aus, dann glaubte sie etwas für die Stimmung tun zu müssen. »Wie wär's mit ein paar Takten Musik?« meinte sie, schon auf dem Weg zum Grammophon. »Na, was legen wir denn mal auf? Das hier ist eine tolle Platte, die habe ich neulich aus der Stadt mitgebracht.« Und schon sang sie, begleitet von zuckenden Tanzbewegungen: »»*Ikey – oh, crikey – what have you got on?*« Oder was hätten wir noch?«

»Doch nicht so einen vulgären Schlager, Barbara«, bat Miss Amory inständig. Sie ging selbst an den Grammophontisch. »Wir haben doch hier viel schönere Platten. Wenn es schon etwas Volkstümliches sein soll, dann doch lieber diese wunderschönen Lieder von John McCormack. Oder wie wär's mit *Holy City?*. – Ich weiß gar nicht mehr, wie die Sängerin heißt. Oder warum nicht diese schöne Melba-Platte? Oh, und – ja, hier ist doch das Largo von Händel.«

»Na hör mal, Tante Caroline. Das Largo von Händel ist nun nicht gerade zum Aufmuntern geeignet«, protestierte Barbara. »Hier wäre noch etwas italienische Oper, wenn es schon Klassik sein muß. Dr. Carelli, kommen Sie, das dürfte Ihr Metier sein. Wählen Sie etwas Schönes für uns aus.«

Carelli ging zu den beiden an den Grammophontisch, und sie wühlten zu dritt in dem Schallplattenstapel. Richard Amory schien ganz in seine Zeitschrift vertieft. Währenddessen war Lucia aufgestanden und scheinbar ohne bestimmte Absicht zu dem runden Tisch ge-

schlendert, wo sie nachdenklich den Arzneikasten betrachtete. Vorsichtig um sich spähend, ob niemand sie beobachtete, nahm sie eines der Röhrchen heraus und las halblaut: »Hyoscin-Hydrobromid.« Dann öffnete sie das Röhrchen und schüttete sich fast den ganzen Inhalt in die Hand. Sie bemerkte nicht, daß die Tür zu Sir Clauds Arbeitszimmer aufging und Edward Raynor herauskam, bevor sie das Röhrchen wieder in den Kasten legte und zum Couchtisch zurückging.

Plötzlich rief Sir Claud etwas aus dem Arbeitszimmer. Was er rief, war nicht zu verstehen, aber Raynor drehte sich gehorsam um und antwortete: »Ja, natürlich, Sir Claud, ich bringe Ihnen sofort Ihren Kaffee.«

Er wollte zum Couchtisch gehen, aber Sir Claud rief ihn wieder zurück. »Und was ist mit diesem Brief an die Firma Marshall?«

»Der ist mit der Nachmittagspost hinausgegangen, Sir Claud«, antwortete der Sekretär.

»Aber ich habe Ihnen doch gesagt, Raynor – Mann, kommen Sie doch wieder her«, dröhnte Sir Claud.

»Entschuldigung, Sir.«, hörte man Raynor in der Tür sagen, bevor er das Arbeitszimmer wieder betrat. Lucia, die den Sekretär die ganze Zeit über im Auge behalten hatte, stellte sich jetzt so, daß sie Richard den Rücken zuwandte, und ließ alle Tabletten, die sie in der Hand hatte, in eine der Kaffeetassen fallen. Dann ging sie um den Couchtisch herum und setzte sich wieder aufs Sofa. Plötzlich plärrte das Grammophon mit einem schnellen Foxtrott los. Richard Amory legte seine Zeitschrift hin, trank rasch seinen restlichen Kaffee, stellte die Tasse auf den runden Tisch und ging zu seiner Frau. »Ich

nehme dich beim Wort«, sagte er. »Ich habe mich entschlossen. Wir gehen zusammen weg.«

Lucia sah überrascht zu ihm auf. »Richard«, sagte sie mit matter Stimme, »ist das wirklich dein Ernst? Wir können fort? Aber hast du nicht gesagt – was ist mit – woher sollen wir das Geld nehmen?«

»Man kommt immer irgendwie an Geld«, antwortete Richard mit finster entschlossener Miene.

Lucia klang ängstlich, als sie fragte: »Wie meinst du das?«

»Ich meine«, sagte Richard, »daß ein Mann, dem seine Frau soviel bedeutet wie du mir, eben alles zu tun bereit ist. Alles!«

»Ich finde es nicht sehr schmeichelhaft für mich, was du da sagst«, erwiderte Lucia. »Es heißt doch nur, daß du mir noch immer nicht vertraust – du glaubst meine Liebe kaufen zu –«

Sie unterbrach sich und drehte sich um, denn soeben ging die Tür des Arbeitszimmers auf, und Edward Raynor kam wieder herein. Er ging an den Couchtisch und nahm eine Tasse Kaffee, während Lucia ans Ende des Sofas rückte. Richard war verdrossen zum Kamin gegangen und starrte in die kalte Asche.

Dort erspähte ihn Barbara, die für sich allein zu tanzen begonnen hatte. Sie überlegte wohl kurz, ob sie ihren Vetter zum Tanzen auffordern sollte, aber offenbar hielt seine steinerne Miene sie davon ab, und sie wandte sich statt dessen an Raynor. »Wie wär's mit einem Tänzchen, Mr. Raynor?«

»Aber gern, Miss Amory«, antwortete der Sekretär. »Einen kleinen Moment nur, ich bringe Sir Claud noch

schnell seinen Kaffee.«

Plötzlich sprang Lucia auf. »Halt, Mr. Raynor«, rief sie, »das ist nicht Sir Clauds Kaffee. Sie haben die falsche Tasse genommen.«

»So? Entschuldigung.«

Lucia nahm eine der anderen Tassen und reichte sie ihm. Sie tauschten die Tassen. »Das ist Sir Clauds Kaffee«, sagte sie, dann stellte sie mit einem geheimnisvollen Lächeln die Tasse, die Raynor ihr zurückgegeben hatte, auf den Couchtisch und setzte sich wieder.

Währenddessen hatte Raynor sich umgedreht, so daß er Lucia den Rücken zukehrte, und ging anschließend weiter in Richtung Arbeitszimmer, wobei er sich unterwegs verstohlen in die Jackentasche faßte. Bevor er aber die Tür erreicht hatte, fing Barbara ihn ab. »Tanzen Sie doch mit mir, Mr. Raynor«, bettelte sie mit ihrem gewinnendsten Lächeln. »Ich würde mir ja Dr. Carelli holen, wenn ich nicht wüßte, wie sehr er danach schmachtet, mit Lucia zu tanzen.«

Raynor schwankte noch, da kam auf einmal Richard Amory zu ihm. »Beugen Sie sich lieber gleich ihrem Willen, Raynor«, meinte er. »Am Ende müssen Sie es ja doch. Geben Sie mir den Kaffee, ich bringe ihn meinem Vater.«

Widerstrebend ließ Raynor sich die Tasse aus der Hand nehmen. Richard wandte sich ab, blieb noch einen Moment stehen und ging dann in Sir Clauds Arbeitszimmer. Inzwischen hatten Barbara und Edward Raynor die Schallplatte umgedreht und tanzten einen langsamen Walzer. Dr. Carelli sah ihnen ein Weilchen

mit nachsichtigem Lächeln zu, dann ging er zu Lucia, die mit allen Anzeichen tiefer Niedergeschlagenheit auf dem Sofa saß.

Carelli sprach sie an. »Es war sehr freundlich von Miss Amory, daß sie mir erlaubt hat, Sie an diesem Wochenende hier zu besuchen«, sagte er.

Lucia blickte ein paar Sekunden lang schweigend zu ihm auf. Dann endlich sagte sie: »Ja, sie ist eben die Freundlichkeit in Person.«

»Und so ein bezauberndes Haus!« fuhr Carelli fort. Dabei ging er um das Sofa herum und stellte sich dahinter. »Sie müssen es mir bei Gelegenheit einmal ganz zeigen. Ich interessiere mich sehr für die Wohnarchitektur dieser Periode.«

Währenddessen kam Richard Amory wieder aus dem Arbeitszimmer. Ohne auf seine Frau und Carelli zu achten, ging er zu dem Tisch mit dem Arzneikasten und begann dessen Inhalt zu ordnen.

»Miss Amory kann Ihnen über dieses Haus viel mehr erzählen als ich«, sagte Lucia zu Dr. Carelli. »Ich verstehe sehr wenig von solchen Dingen.«

Carelli warf einen Blick in die Runde, um sich zu vergewissern, daß Edward Raynor und Barbara Amory auf der anderen Seite der Bibliothek noch Walzer tanzten und Caroline Amory still vor sich hin döste, während Richard Amory gerade den Arzneikasten wieder auf den Schrank stellte. Dann kam er wieder um das Sofa herum und setzte sich neben Lucia. Leise, aber eindringlich fragte er: »Haben Sie getan, worum ich Sie gebeten habe?«

Noch leiser, fast flüsternd, antwortete Lucia mit

Verzweiflung in der Stimme: »Kennen Sie gar kein Erbarmen?«

»Haben Sie getan, worum ich Sie gebeten habe?« wiederholte Carelli noch eindringlicher.

»Ich – ich –« begann Lucia, dann versiegten ihr die Worte. Unvermittelt stand sie auf, wandte sich von ihm ab, ging mit schnellen Schritten zur Dielentür und drehte den Knauf. Aber die Tür wollte nicht aufgehen.

»Mit dieser Tür stimmt etwas nicht«, rief sie ins Zimmer zurück. »Ich bekomme sie nicht auf.«

»Was ist los?« fragte Barbara, noch in Raynors Armen.

»Ich bekomme die Tür nicht auf«, wiederholte Lucia.

Barbara und Raynor ließen einander los und kamen zur Tür. Richard Amory stellte zuerst das Grammophon ab und ging dann ebenfalls hin. Beobachtet von Miss Amory, die zwar aufgewacht, aber sitzen geblieben war, und von Dr. Carelli, der am Bücherschrank stand, versuchten sie abwechselnd, die Tür zu öffnen, aber es gelang ihnen nicht.

So bemerkte niemand, daß Sir Claud mit einer Kaffeetasse in der Hand aus seinem Arbeitszimmer kam, kurz stehenblieb und die bei der Tür versammelte Gruppe beobachtete.

»Nicht zu fassen!« rief Raynor, der seine Bemühungen jetzt aufgab und sich zu den anderen umdrehte. »Sie muß sich irgendwie verklemmt haben.«

Plötzlich tönte Sir Clauds Stimme so laut durch die Bibliothek, daß alle zusammenschraken. »Nein, sie hat sich nicht verklemmt. Sie ist abgeschlossen. Von außen.«

Seine Schwester stand auf und ging auf ihn zu, aber

bevor sie etwas sagen konnte, kam er ihr zuvor. »Sie wurde auf meine Anweisung abgeschlossen, Caroline«, sagte er.

Nachdem sie nun alle zu ihm hersahen, ging Sir Claud an den Couchtisch, nahm ein Stückchen Zucker aus der Schale und tat es in seinen Kaffee. »Ich habe euch allen etwas mitzuteilen«, erklärte er den Versammelten.

»Richard, würdest du bitte nach Treadwell läuten?«

Sein Sohn schien etwas erwidern zu wollen, ging nach kurzem Zögern aber doch zum Kamin und drückte dort auf einen Knopf an der Wand.

»Ich schlage vor, wir nehmen alle Platz«, fuhr Sir Claud fort, wobei er auf die herumstehenden Stühle zeigte.

Dr. Carelli ging mit verwundert hochgezogenen Augenbrauen zu dem Bürostuhl, Edward Raynor und Lucia Amory nahmen die beiden Stühle am runden Tisch, während Caroline Amory und ihre Nichte Barbara auf dem Sofa Platz nahmen.

Als alle saßen, bis auf Richard Amory, der es vorzog, mit höchst erstaunter Miene am Kamin stehen zu bleiben, drehte Sir Claud den Lehnstuhl so, daß er alle im Blick hatte, dann setzte auch er sich hin.

Ein Schlüssel wurde im Schloß gedreht, die Tür ging auf, und Treadwell kam herein. »Sie haben geläutet, Sir Claud?«

»Ja, Treadwell. Haben Sie die Nummer angerufen, die ich Ihnen gegeben habe?«

»Ja, Sir.«

»War die Antwort zufriedenstellend?«

»Vollkommen zufriedenstellend, Sir.«

»Und ist schon ein Wagen zum Bahnhof gefahren?«

»Ja, Sir, es wurde ein Wagen an den Zug geschickt.«

»Danke, Treadwell«, sagte Sir Claud. »Dann können Sie jetzt wieder abschließen.«

»Sehr wohl, Sir«, sagte Treadwell und ging hinaus.

Nachdem der Butler die Tür hinter sich zugemacht hatte, hörte man wieder einen Schlüssel im Schloß.

»Claud!« rief Miss Amory. »Was denkt sich Treadwell, uns hier –?«

»Treadwell handelt auf meine Anweisung, Caroline«, unterbrach Sir Claud sie scharf.

»Dürfen wir vielleicht erfahren«, wandte Richard Amory sich in kühlem Ton an seinen Vater, »was das alles zu bedeuten hat?«

»Ich will es gerade erklären«, antwortete Sir Claud.

»Bitte hört mir alle in Ruhe zu. Zunächst einmal ist, wie ihr inzwischen begriffen habt, diese Tür –« er zeigte in Richtung Diele – »von außen zugeschlossen. Von meinem Arbeitszimmer gibt es keinen anderen Ausgang als durch diese Bibliothek. Die Terrassentür in diesem Zimmer ist ebenfalls gesichert.« Er wandte sich an Carelli und erklärte wie nebenbei: »Gesichert durch einen von mir konstruierten Mechanismus, von dem meine Familie zwar weiß, den sie aber nicht außer Kraft zu setzen vermag.« Er wandte sich wieder an alle: »Diese Bibliothek ist also eine Rattenfalle.« Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »"Wir haben jetzt zehn Minuten vor neun. Wenige Minuten nach neun wird der Rattenfänger eintreffen.«

»Der Rattenfänger?« Richard Amorys Gesicht war ein Bild der Verblüffung. »Was für ein Rattenfänger?«

»Ein Detektiv«, erklärte der berühmte Wissenschaftler kurz und trocken und trank einen Schluck von seinem Kaffee.

Sir Clauds Bekanntgabe erntete allgemeine Bestürzung. Lucia stieß einen leisen Schrei aus, und ihr Mann sah sie mit zusammengekniffenen Augen an. Von Miss Amory kam ein kurzes Aufkreischen, Barbara rief: »Heiliger Bimbam!«, und Edward Raynor äußerte ein lahmes: »Ich muß schon sagen, Sir Claud!« Nur Dr. Carelli schien gänzlich unberührt.

Sir Claud machte es sich in seinem Lehnstuhl bequem, die Kaffeetasse in der rechten, die Untertasse in der linken Hand. »Die kleine Überraschung scheint mir gelungen zu sein«, meinte er zufrieden. Er trank seinen Kaffee aus und stellte Tasse und Untertasse mit angewiderter Miene auf den Tisch. »Der Kaffee schmeckt aber heute abend ungewöhnlich bitter«, klagte er.

Die abfällige Bemerkung über den Kaffee rief bei seiner Schwester sichtliche Verärgerung hervor, denn sie verstand es als offene Kritik an ihrer Haushaltsführung. Gerade wollte sie etwas sagen, als Richard Amory das Wort ergriff. »Was für ein Detektiv?« fragte er seinen Vater.

»Er heißt Hercule Poirot«, antwortete Sir Claud. »Belgier.«

»Aber wieso?« hakte Richard nach. »Wozu hast du ihn kommen lassen?«

»Eine zentrale Frage«, stellte sein Vater mit einem unangenehm grimmigen Lächeln fest. »Wir kommen also zur Sache. Ich befasse mich, wie die meisten von euch wissen, seit einiger Zeit mit Atomforschung. Bei

dieser Gelegenheit habe ich nebenbei einen neuen Explosivstoff entdeckt. Er ist von solcher Gewalt, daß im Vergleich zu ihm alles, was auf diesem Gebiet bisher versucht wurde, das reinste Kinderspielzeug ist. Zum größten Teil wißt ihr das ja schon ...«

Carelli sprang rasch auf. »Ich nicht«, rief er. »Aber ich würde mich sehr dafür interessieren.«

»Ach ja, Dr. Carelli?« Sir Claud betonte die eigentlich rhetorische Frage so, daß Dr. Carelli mit gewissen Anzeichen der Verlegenheit wieder Platz nahm.

»Wie ich eben sagte«, fuhr Sir Claud fort, »ist dieser Explosivstoff, den ich Amorit nenne, von solcher Sprengkraft, daß man damit nicht wie bisher Tausende, sondern Hunderttausende auf einmal umbringen kann.«

»Wie entsetzlich!« rief Lucia schauernd.

»Meine liebe Lucia«, versetzte ihr Schwiegervater mit einem dünnen Lächeln, »die Wahrheit ist nie entsetzlich, sie ist nur interessant.«

»Aber warum erzählst du uns das alles?« fragte Richard.

»Weil ich seit einiger Zeit Anlaß zu der Vermutung habe, daß jemand aus diesem Haushalt die Formel für das Amorit zu stehlen versucht. Ursprünglich hatte ich Monsieur Poirot für morgen zu einem Wochenendbesuch bei uns eingeladen, und am Montag sollte er dann die Formel mit nach London nehmen und einem Beamten des Verteidigungsministeriums persönlich übergeben.«

»Das ist doch aberwitzig, Claud«, rief Caroline Amory empört. »Es ist sogar ausgesprochen beleidigend für uns alle. Du kannst nicht ernstlich den Verdacht ha-

ben –«

»Ich bin noch nicht fertig, Caroline«, unterbrach ihr Bruder sie. »Und ich versichere dir, daß an dem, was ich gesagt habe, nichts Aberwitziges ist. Ich wiederhole, ich hatte Monsieur Poirot für morgen zu uns eingeladen, aber ich mußte meine Pläne ändern und ihn bitten, schon heute abend auf dem schnellsten Weg aus London herzukommen. Zu diesem Schritt habe ich mich entschlossen, weil...«

Sir Claud machte eine Pause. Als er fortfuhr, sprach er langsamer und mit größerem Nachdruck. »Weil«, wiederholte er, während er in die Runde blickte, »die Formel, die auf einem gewöhnlichen Blatt Papier stand und in einem länglichen Briefumschlag steckte, heute irgendwann vor dem Abendessen aus dem Safe in meinem Arbeitszimmer gestohlen wurde. Und zwar von jemandem in diesem Raum!«

Ein Chor der Empörung beantwortete diese Mitteilung des großen Wissenschaftlers. Dann redeten alle auf einmal. »Die Formel gestohlen?« machte Caroline Amory den Anfang.

»Aus dem Safe?« rief Edward Raynor. »Unmöglich!« In dem Gewirr der Stimmen fehlte die von Dr. Carelli, der mit nachdenklicher Miene sitzen blieb. Die anderen verstummten erst wieder, als Sir Claud die Stimme hob und weitersprach.

»Ich pflege mir meiner Fakten gewiß zu sein«, versicherte er seinen Zuhörern. »Punkt zwanzig Minuten nach sieben habe ich die Formel in den Safe gelegt. Als ich mein Arbeitszimmer verließ, kam gerade Raynor herein.«

»Ich darf doch bitten, Sir Claud...« begann der Sekretär, hochrot im Gesicht vor Verlegenheit oder Zorn.

Sir Claud brachte ihn mit einer Handbewegung zum Verstummen. »Raynor ist im Arbeitszimmer geblieben«, fuhr er fort, »und saß dort immer noch bei der Arbeit, als Dr. Carelli an der Tür erschien. Raynor begrüßte Dr. Carelli und ließ ihn dann allein im Arbeitszimmer, um seinerseits Lucia Bescheid sagen zu gehen –«

»Ich muß protestieren, ich –« begann Carelli, aber auch ihn brachte eine Handbewegung von Sir Claud zum Schweigen, und der Wissenschaftler setzte seine Aufzählung fort: »Raynor kam jedoch nicht weiter als bis zu dieser Zimmertür, denn dort begegneten ihm meine Schwester Caroline und Barbara. Alle drei blieben in der Bibliothek, in die dann auch Dr. Carelli zurückkam. Caroline und Barbara sind die einzigen der hier Anwesenden, die das Arbeitszimmer nicht betreten haben.«

Barbara warf einen raschen Blick zu ihrer Tante, dann wandte sie sich an Sir Claud. »Tut mir leid, Onkel Claud, aber deine Informationen über unser Tun und Lassen stimmen nicht ganz«, sagte sie. »Ich bin aus dem Kreis der Verdächtigen nicht auszuschließen. Erinnerst du dich, Tante Caroline? Du hast mich ins Arbeitszimmer geschickt, um mich nach einer Stricknadel suchen zu lassen, die du irgendwo verlegt hattest. Du hast gemeint, sie wäre vielleicht dort.«

Ohne auf diesen Einwurf seiner Nichte einzugehen, sprach der Wissenschaftler weiter: »Richard kam als nächster nach unten. Er ging allein ins Arbeitszimmer

und blieb dort einige Minuten.«

»Mein Gott!« rief Richard. »"Wirklich, Vater, du wirst doch nicht mich verdächtigen, deine vermaledete Formel gestohlen zu haben?«

Sir Claud sah seinen Sohn an und antwortete vielsagend: »Dieses Blatt Papier war sehr viel Geld wert.«

»Aha, verstehe.« Sein Sohn blickte ihm fest in die Augen. »Und ich bin verschuldet. Das willst du doch damit sagen, ja?«

Sir Claud antwortete ihm nicht. Er sah die anderen der Reihe nach an und fuhr dann fort: »Wie gesagt, Richard blieb einige Minuten im Arbeitszimmer. Er kam erst wieder hierher in die Bibliothek zurück, als Lucia eintrat. Einige Minuten später wurde zum Abendessen gerufen, doch da war Lucia nicht mehr bei uns. Ich habe sie im Arbeitszimmer vor dem Safe angetroffen.«

»Vater!« rief Richard. Er ging zu seiner Frau und legte schützend den Arm um sie.

»Ich wiederhole, vor dem Safe«, sprach Sir Claud unbeirrt weiter. »Sie kam mir sehr erregt vor, und als ich sie fragte, was los sei, antwortete sie mir, sie fühle sich nicht wohl. Ich empfahl ihr ein Gläschen Wein, aber da versicherte sie mir, es gehe ihr schon wieder besser, worauf sie mich verließ und wieder zu den anderen hinausging. Ich selbst bin Lucia nun nicht sofort zum Speisezimmer gefolgt, sondern noch in meinem Arbeitszimmer geblieben. Ich weiß nicht warum, aber ein Gefühl riet mir, noch einmal in den Safe zu sehen. Da war der Umschlag mit der Formel verschwunden.«

Schweigen. Keiner sagte etwas. Allen schien jetzt der ungeheure Ernst der Situation aufzugehen. Schließlich

fragte Richard: »Woher weißt du eigentlich so genau über unser jeweiliges Kommen und Gehen Bescheid, Vater?«

»Durch Nachdenken natürlich«, antwortete Sir Claud. »Durch Beobachtungen und Schlußfolgerungen. Durch eigenen Augenschein und durch meine Fragen an Treadwell.«

»Ich stelle fest, daß du weder Treadwell noch andere vom Personal in den Kreis deiner Verdächtigen einbeziehst, Claud«, bemerkte Caroline Amory spitz. »Nur deine eigene Familie.«

»Meine Familie – und unseren Gast«, berichtigte ihr Bruder sie. »So ist es, Caroline. Ich habe mich hinreichend davon überzeugt, daß weder Treadwell noch sonst einer der Diensthofen zwischen dem Zeitpunkt, als ich die Formel in den Safe tat, und dem, als ich den Safe wieder öffnete und ihr Verschwinden bemerkte, mein Arbeitszimmer betreten hat.«

Sir Claud sah einen nach dem anderen an, bevor er weitersprach: »Die Situation ist hoffentlich allen klar. Wer die Formel gestohlen hat, muß sie noch haben. Nach dem Essen sind wir alle wieder hierhergekommen, und das Speisezimmer wurde schon gründlich durchsucht. Wenn das Papier dort irgendwo versteckt gewesen wäre, hätte Treadwell mir Bescheid gegeben. Und wie ihr jetzt wißt, habe ich dafür gesorgt, daß niemand die Möglichkeit hatte, diesen Raum zu verlassen.«

Eine angespannte Stille trat ein, die eine kleine Weile anhielt, bis Dr. Carelli sie mit der höflichen Frage brach: »Schlagen Sie demnach vor, Sir Claud, daß wir

uns alle durchsuchen lassen?«

»Nein, das schlage ich nicht vor«, erwiderte Sir Claud mit einem erneuten Blick auf seine Uhr. »Es ist jetzt zwei Minuten vor neun. Monsieur Hercule Poirot wird inzwischen in Market Cleve angekommen und vom Bahnhof abgeholt worden sein. Treadwell wurde von mir angewiesen, um Punkt neun Uhr über die Hauptsicherung im Keller alle Lichter zu löschen. Wir werden hier in völliger Dunkelheit sitzen, und zwar genau eine Minute lang, nicht mehr, nicht weniger. Wenn das Licht wieder angeht, habe ich die Dinge nicht mehr in der Hand. Dann übernimmt Monsieur Poirot, der in Kürze hier eintreffen wird. Sollte die Formel jedoch im Schutz der Dunkelheit hier abgelegt werden –« Sir Claud schlug mit der Hand auf den Tisch –, »werde ich Monsieur Poirot mitteilen, daß ich mich geirrt habe und seine Dienste nicht benötige.«

»Das ist ein unerhörter Vorschlag«, erklärte Richard hitzig. Er blickte in die Runde. »Meiner Meinung nach sollten wir uns alle durchsuchen lassen. Ich bin jedenfalls dazu bereit.«

»Ich natürlich auch«, beeilte sich Edward Raynor zu versichern.

Richard Amory sah bedeutungsvoll zu Dr. Carelli, der lächelnd die Achseln zuckte. »Ich ebenfalls.«

Richards Blick wanderte weiter zu seiner Tante. »Nun gut – was sein muß, muß sein«, grollte Miss Amory.

»Lucia?« wandte Richard sich an seine Frau.

»Nein, nein, Richard«, hauchte Lucia. »Ich finde den Vorschlag deines Vaters besser.«

Richard sah sie eine Weile schweigend an.

»Nun, Richard?« fragte Sir Claud.

Richards erste Antwort war nur ein tiefer Seufzer. Dann sagte er: »Also gut, einverstanden.« Er schaute zu seiner Kusine Barbara, die zustimmend nickte.

Sir Claud lehnte sich müde in seinem Lehnstuhl zurück und sagte langsam und schleppend: »Ich habe noch immer den Geschmack von diesem Kaffee im Mund.« Er gähnte.

Die Uhr auf dem Kaminsims begann zu schlagen, und es wurde vollkommen still. Alle sahen zur Uhr und lauschten. Sir Claud drehte sich langsam um und schaute unverwandt zu seinem Sohn Richard. Beim neunten Schlag ging unvermittelt das Licht aus, und es war stockdunkel in der Bibliothek.

Hier und da wurde vernehmlich nach Luft geschnappt, und von den Frauen kamen ein paar erstickte Ausrufe. Dann ertönte klar und deutlich Caroline Amorys Stimme: »Das will mir überhaupt nicht gefallen!«

»Sei doch still, Tante Caroline«, befahl Barbara. »Ich versuche etwas zu hören.«

Ein paar Sekunden lang war es wieder völlig still, dann hörte man schweres Atmen, dann Papiergeraschel. Wieder Stille, und plötzlich vernahmen alle ein metallisches Klimpern, als nächstes Reißgeräusche und schließlich einen lauten Knall wie von einem umgekippten Stuhl.

Plötzlich rief Lucia: »Sir Claud! Sir Claud! Ich halte das nicht mehr aus. Ich brauche Licht! Bitte, kann nicht jemand...«

Es blieb dunkel. Man hörte lautes Atemholen, dann ein Klopfen an der Dielentür. Wieder rief Lucia, und wie

zur Antwort ging plötzlich das Licht an.

Richard stand jetzt bei der Tür, sichtlich unentschlossen, ob er sie zu öffnen versuchen sollte oder nicht. Edward Raynor stand neben seinem umgekippten Stuhl.

Lucia war auf dem ihren nach hinten gesunken, als wollte sie gleich in Ohnmacht fallen.

Sir Claud saß reglos und mit geschlossenen Augen in seinem Lehnstuhl. Plötzlich zeigte sein Sekretär auf den Tisch. »Da!« rief er. »Die Formel.«

Auf dem Tisch neben Sir Claud lag ein länglicher Umschlag, wie er ihn zuvor beschrieben hatte.

»Gott sei Dank!« rief Lucia. »Gott sei Dank!«

Ein Schlüssel wurde im Schloß gedreht, und langsam ging die Tür auf. Alle starrten wie gebannt hin, als Treadwell einen Fremden hereinführte und sich sofort wieder zurückzog.

Der eingetretene Fremde war ein Mann von höchst ungewöhnlichem Aussehen, kaum größer als einen Meter sechzig, aber von ausgesprochen würdevoller Haltung. Er hielt den Kopf, der vollkommen eiförmig war, ein wenig schief, wie ein neugieriger Terrier. Sein Schnurrbart war gewirbelt und gewachst, seine Kleidung überaus korrekt.

»Hercule Poirot, zu Ihren Diensten«, sagte der Fremde mit einer Verbeugung.

Richard Amory streckte ihm die Hand entgegen.

»Monsieur Poirot«, sagte er.

»Sir Claud?« fragte Poirot. »Aber nein, dafür sind Sie natürlich zu jung. Vielleicht der Sohn?« Er ging an Richard vorbei bis in die Zimmermitte. Hinter ihm war

unauffällig ein zweiter Mann eingetreten, groß und von militärischer Haltung. Er stellte sich neben den Detektiv, der sagte: »Mein Kollege, Captain Hastings.«

»So ein schönes Zimmer«, sagte Hastings, als Richard Amory ihm die Hand gab.

Richard wandte sich wieder an Poirot. »Ich bedaure, Monsieur Poirot«, sagte er, »aber daß wir Sie haben herkommen lassen, war leider ein Mißverständnis. Ihre Dienste werden nicht mehr benötigt.«

»Ach nein?« erwiderte Poirot.

»Es tut mir leid, daß wir Sie den weiten Weg von London haben machen lassen«, fuhr Richard fort.

»Selbstverständlich wird Ihr Honorar – Ihre Spesen – ich meine – äh – das wird natürlich geregelt –«

»Verstehe vollkommen«, sagte Poirot. »Allerdings gilt mein Interesse im Augenblick weder meinem Honorar noch meinen Spesen.«

»Nein? Was – äh ...«

»Wofür ich mich sonst interessiere, Mr. Amory? Ich will es Ihnen sagen. Es ist nur eine Kleinigkeit und sicherlich ganz ohne Belang. Aber Ihr Herr Vater hat mich hierherbestellt. Warum also schickt nicht er mich wieder fort?«

»Ach so, natürlich. Entschuldigung«, sagte Richard und drehte sich zu Sir Claud um. »Vater, würdest du Monsieur Poirot bitte sagen, daß wir seine Dienste nicht mehr benötigen?«

Sir Claud antwortete nicht.

»Vater!« rief Richard. Mit ein paar schnellen Schritten war er bei Sir Clauds Lehnstuhl. Er beugte sich über ihn, dann fuhr er aufgeregter herum. »Dr. Carelli!« rief

er.

Miss Amory sprang schreckensbleich auf. Carelli ging rasch zu Sir Claud und fühlte ihm den Puls. Stirnrunzelnd legte er die Hand auf Sir Clauds Herz, dann schüttelte er den Kopf.

Poirot ging langsam zum Lehnstuhl und blickte auf die reglose Gestalt des Wissenschaftlers hinunter. »Jaaa - ich fürchte...« sagte er leise, wie zu sich selbst. »Ich fürchte sehr...«

»Was fürchten Sie?« rief Barbara, indem sie auf ihn zuing.

Poirot sah sie an. »Ich fürchte, Sir Claud hat mich zu spät gerufen, Mademoiselle.«

Poirots Worte ernteten allgemeine Bestürzung. Dr. Carelli untersuchte Sir Claud noch eine Weile weiter, dann richtete er sich auf und drehte sich zu den anderen um. »Es tut mir leid«, sagte er zu Richard Amory, »aber Ihr Vater ist tot.«

Richard starrte ihn ungläubig an, als könnte er gar nicht begreifen, was der italienische Arzt da zu ihm sagte. Dann stammelte er: »Mein Gott – wieso – war es Herzversagen?«

»Das – nehme ich an«, antwortete Carelli mit leichtem Zweifel im Ton.

Barbara ging ihre Tante trösten, die einer Ohnmacht nahe schien. Edward Raynor half ihr, Miss Amory zu stützen, wobei er Barbara zuflüsterte: »Der Mann ist doch wohl wirklich Arzt?«

»Ja, aber nur ein italienischer«, flüsterte Barbara zurück, während sie mit vereinten Kräften Miss Amory auf einen Stuhl setzten. Poirot, der Barbaras Bemerkung gehört hatte, schüttelte unwillig den Kopf. Dann strich er mit unendlicher Sorgfalt seinen prächtigen Schnurrbart zurecht und sagte mit nachsichtigem Lächeln: »Und ich bin Detektiv – aber nur ein belgischer. Doch auch wir Ausländer, Madame, kommen hin und wieder zum richtigen Ergebnis.«

Barbara hatte den Anstand, wenigstens eine Spur verlegen dreinzuschauen. Sie und Raynor flüsterten weiter miteinander. Plötzlich ging Lucia zu Poirot, nahm ihn beim Arm und zog ihn von den anderen fort.

»Monsieur Poirot«, beschwor sie ihn atemlos, »Sie

müssen hierbleiben, Sie dürfen sich nicht fortschicken lassen.«

Poirot sah sie ruhig an. Dann fragte er mit unbewegter Miene: »Ist es demnach Ihr Wunsch, daß ich hierbleibe, Madame?«

»Ja, ja«, antwortete Lucia mit einem bangen Blick zu dem toten Sir Claud im Lehnstuhl. »Hier stimmt etwas nicht. Mein Schwiegervater hatte ein kerngesundes Herz. Kerngesund, sage ich Ihnen. Bitte, Monsieur Poirot, Sie müssen herausbekommen, was passiert ist.«

Dr. Carelli und Richard Amory standen noch bei Sir Clauds Leiche, Richard, zu keiner Entscheidung fähig, schien regelrecht versteinert. »Ich würde Ihnen jetzt raten, Mr. Amory«, sagte Carelli, »nach dem Hausarzt Ihres Vaters zu schicken. Er hatte doch sicher einen?«

Richard riß sich mit Mühe zusammen. »Wie? Ach so, ja«, antwortete er. »Dr. Graham. Kenneth Graham. Er hat eine Praxis im Dorf. Im übrigen hat er ein Auge auf meine Kusine Barbara geworfen. Ich meine – Entschuldigung, das tut wohl nichts zur Sache.« Er sah sich nach Barbara um und rief: »Welche Telefonnummer hat Kenneth Graham?«

»Market Cleve fünf«, antwortete Barbara, und Richard ging zum Telefon, nahm den Hörer ab und verlangte die Nummer. Während er auf die Verbindung wartete, fragte ihn Edward Raynor, der sich seiner Sekretärspflichten zu erinnern schien: »Soll ich jetzt vielleicht den Wagen für Monsieur Poirot bestellen?«

Poirot wollte mit einer bedauernden Geste etwas sagen, aber Lucia kam ihm schon zuvor. »Monsieur Poirot bleibt hier – auf meine Bitte«, erklärte sie den

Anwesenden.

Richard, den Hörer am Ohr, drehte sich überrascht um. »Was soll das heißen?« fragte er seine Frau gereizt.

»Ja, Richard, er muß hierbleiben«, rief Lucia fast hysterisch.

Miss Amory sah befremdet auf, Barbara und Edward Raynor wechselten besorgte Blicke. Dr. Carelli betrachtete nachdenklich den leblosen Körper des großen Wissenschaftlers, während Hastings, der gedankenverloren die Buchrücken auf den Regalen der Bibliothek studiert hatte, sich jetzt umdrehte und in die Runde blickte.

Ehe Richard auf Lucias Ausbruch eingehen konnte, nahm das Telefon seine Aufmerksamkeit in Anspruch. »Oh, was... Ist dort Dr. Graham?« fragte er. »Kenneth, hier Richard Amory. Mein Vater hatte einen Herzanfall. Können Sie sofort kommen?... Also, eigentlich... Ich fürchte, da gibt es nichts mehr zu tun... Ja, er ist tot... Nein... Doch, leider... Danke.« Er legte auf, dann ging er zu seiner Frau auf der anderen Seite der Bibliothek und zischte erregt: »Lucia, bist du verrückt geworden? Was tust du? Ist dir nicht klar, daß wir diesen Detektiv loswerden müssen?«

Lucia sah verwundert zu ihm auf. »Wie meinst du das?« fragte sie.

Sie tuschelten miteinander, leise, aber immer erregter. »Hast du nicht gehört, was mein Vater gesagt hat?« fragte Richard und zitierte vielsagend: »»Der Kaffee schmeckt sehr bitter.««

Lucia schien zunächst nicht zu begreifen. »Der Kaffee schmeckt bitter?« wiederholte sie. Verständnislos blickte sie Richard an, dann entfuhr ihr plötzlich ein

Schreckensruf, den sie aber schnell erstickte.

»Verstehst du jetzt?« fragte Richard. Dann flüsterte er noch leiser: »Mein Vater wurde vergiftet. Und es muß einer aus der Familie gewesen sein. Willst du vielleicht einen Skandal heraufbeschwören?«

»Mein Gott!« flüsterte Lucia. Sie starrte mit leerem Blick vor sich hin. »O barmherziger Himmel!«

Richard wandte sich jetzt von ihr ab und ging zu Poirot. »Monsieur Poirot –« begann er, stockte dann aber.

»*M'sieur?*« fragte Poirot höflich.

Richard raffte seine ganze Entschlossenheit zusammen und sprach weiter: »Monsieur Poirot, ich verstehe leider nicht ganz, in welcher Sache meine Frau Sie zu ermitteln ersucht hat.«

Poirot überlegte kurz. Dann antwortete er mit freundlichem Lächeln: »Einigen wir uns auf einen Dokumentendiebstahl? Wie ich Mademoiselle –« er zeigte auf Barbara – »vorhin verstanden habe, auch wenn sie es nicht zu mir gesagt hat, sondern zu diesem Herrn dort –« er zeigte auf Raynor –, »dann wurde ich ausdrücklich deswegen gerufen.«

Richard warf einen vorwurfsvollen Blick zu Barbara und Raynor, dann sagte er zu Poirot: »Das fragliche Dokument wurde – zurückgegeben.«

»Ach, wirklich?« meinte Poirot mit immer geheimnisvollerem Lächeln. Aller Aufmerksamkeit war plötzlich auf den kleinen Detektiv gerichtet, der jetzt zu dem runden Tisch in der Zimmermitte ging und auf den Umschlag blickte, der in der Aufregung um Sir Claud Amorys Tod ganz in Vergessenheit geraten war.

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Richard Amory.

Poirot zwirbelte liebevoll seinen Schnurrbart und schnippte angelegentlich ein nicht vorhandenes Stäubchen von seinem Ärmel. »Zweifellos«, sagte er endlich, »ist das nur eine verrückte Idee von mir. Aber neulich hat mir jemand eine hochamüsante Geschichte erzählt. Die Geschichte von der leeren Flasche – es war nichts darin.«

»Bedaure, aber ich verstehe Sie nicht«, behauptete Richard Amory.

Poirot nahm den Umschlag vom Tisch und sprach leise: »Ich überlege nur...« Dann blickte er zu Richard, der ihm den Umschlag aus der Hand nahm und hineinsah.

»Leer!« rief Richard. Er zerknüllte den Umschlag und warf ihn auf den Tisch, dann sah er forschend Lucia an, die einen Schritt von ihm wegging. »Hm«, fuhr er unsicher fort. »Wenn das so ist, werden wir uns wohl doch alle durchsuchen lassen müssen – wir...«

Richard verstummte und sah sich im Zimmer um, wie auf der Suche nach einer Eingebung. Barbara und ihre Tante begegneten seinem Blick mit Ratlosigkeit, Edward Raynor mit Entrüstung, Dr. Carelli mit höflichem Abwarten. Lucia wich ihm weiter aus.

»Hören Sie doch einfach auf meinen Rat, Monsieur«, schlug Poirot ihm vor. »Unternehmen Sie nichts, bevor der Arzt hier war. Aber sagen Sie mir«, fuhr er fort, wobei er auf die Tür zum Arbeitszimmer zeigte, »diese Tür, wohin führt sie?«

»Ins Arbeitszimmer meines Vaters«, antwortete Richard. Poirot ging hin, warf einen kurzen Blick ins Arbeitszimmer und kam kopfnickend, als wäre er mit irgend etwas hochzufrieden, wieder in die Bibliothek

zurück. »Aha«, sagte er leise. Dann wandte er sich wieder an Richard: »Eh bien, M'sieur. Ich halte es nicht für notwendig, daß Sie alle hier in diesem Zimmer bleiben, wenn Sie es lieber nicht möchten.«

Dies wurde mit allgemeiner Erleichterung aufgenommen. Dr. Carelli rührte sich als erster. »Es versteht sich natürlich«, erklärte Poirot, wobei er den italienischen Arzt ansah, »daß niemand das Haus verläßt.«

»Dafür stehe ich persönlich gerade«, sagte Richard, während Barbara und Raynor schon zusammen hinausgingen. Ihnen folgte Carelli. Caroline Amory blieb neben ihrem toten Bruder stehen. »Armer Claud«, sagte sie leise. »Mein armer, guter Claud.«

Poirot ging zu ihr. »Sie müssen jetzt stark sein, Mademoiselle«, sagte er zu ihr. »Es ist gewiß ein großer Schock für Sie.«

Miss Amory sah ihn mit tränenfeuchten Augen an. »Ich bin so froh«, sagte sie, »daß ich bei der Köchin für heute abend gebackene Seezunge bestellt habe. Es war eines seiner Lieblingsgerichte.«

Poirot bemühte sich tapfer um eine ernste, der Feierlichkeit dieser Aussage angemessene Miene, bevor er antwortete: »Ja, das wird Ihnen ein großer Trost sein, ganz gewiß.« Er drängte Miss Amory mit sanfter Gewalt aus dem Raum. Richard folgte seiner Tante, und nach kurzem Zögern verließ auch Lucia hastig die Bibliothek. Poirot und Hastings blieben allein bei dem toten Sir Claud zurück.

Kaum waren alle draußen, wandte sich Hastings ungeduldig an Poirot: »Nun, was meinen Sie?«

»Schließen Sie bitte die Tür, Hastings«, war alles, was er zur Antwort bekam. Während Hastings dem Geheiß folgte, sah Poirot sich unter bedächtigem Kopfschütteln in der Bibliothek um. Er ging hierhin und dahin, besah sich die Möbel und blickte dann und wann zu Boden. Plötzlich bückte er sich, um unter den umgekippten Stuhl zu sehen, auf dem, als das Licht ausgegangen war, der Sekretär gesessen hatte. Poirot hob etwas Kleines darunter auf.

»Was haben Sie da gefunden?« erkundigte sich Hastings.

»Einen Schlüssel«, antwortete Poirot. »Sieht mir ganz nach einem Safeschlüssel aus. Ich habe vorhin in Sir Clauds Arbeitszimmer einen Safe gesehen. Hätten Sie wohl die Güte, lieber Hastings, diesen Schlüssel daran auszuprobieren und mir zu sagen, ob er paßt?«

Hastings nahm den Schlüssel und ging ins Arbeitszimmer, während Poirot noch einmal zu dem toten Wissenschaftler ging, ihm in die Hosentasche faßte, einen Schlüsselbund herauszog und sich jeden der daran hängenden Schlüssel ansah. Hastings kam zurück und berichtete, daß der Schlüssel tatsächlich zu dem Safe im Arbeitszimmer passe. »Ich kann mir schon denken, was sich hier abgespielt hat«, sprach Hastings dann weiter. »Sir Claud wird den Schlüssel fallen gelassen haben, und – äh...«

Er verstummte, als er Poirot mit zweifelnder Miene den

Kopf schütteln sah. »O nein, *mon ami*, geben Sie mir mal den Schlüssel«, sagte der Detektiv mit gerunzelter Stirn, als könnte er irgend etwas nicht begreifen. Er nahm den Schlüssel von Hastings und verglich ihn mit dem am Schlüsselbund, den er daraufhin dem toten Wissenschaftler wieder in die Tasche steckte, während er den einzelnen Schlüssel in der Hand behielt. »Das hier«, sagte er zu Hastings, »ist ein Nachschlüssel. Ein schlechtes Duplikat übrigens, aber es wird seinen Zweck erfüllt haben.«

»Das hieße also...« rief Hastings aufgeregt.

Eine warnende Geste von Poirot ließ ihn verstummen. Beide drehten sich um, als ein Türknauf gedreht wurde und die Dielentür langsam aufging. Herein kam Treadwell, der Butler.

»Ich bitte um Verzeihung, Sir«, sagte Treadwell, »aber der gnädige Herr hatte mir aufgetragen...« Er unterbrach sich, als er die reglose Gestalt seines Herrn im Lehnstuhl sah.

»Ich muß Ihnen leider sagen, daß Ihr gnädiger Herr tot ist«, sagte Poirot. »Darf ich nach Ihrem Namen fragen?«

»Treadwell, Sir.« Der Butler ging an den Lehnstuhl und blickte auf die Leiche seines Herrn hinunter. »Ach Gott. Der arme Sir Claud«, sagte er leise. Dann drehte er sich wieder zu Poirot um. »Bitte verzeihen Sie mir, Sir, aber das ist ein schwerer Schock für mich. Darf ich fragen, was passiert ist? War es – Mord?«

»Wie kommen Sie darauf?« fragte Poirot zurück

Der Butler antwortete mit leiser Stimme: »Es sind heute merkwürdige Dinge in diesem Haus vorgegangen, Sir.«

»Oho«, rief Poirot. Er wechselte rasch einen Blick mit Hastings. »Würden Sie mir wohl von diesen merkwürdigen Dingen erzählen?«

»Hm, da weiß ich gar nicht, womit ich anfangen soll, Sir«, sagte Treadwell. »Ich – ich glaube, daß irgend etwas nicht stimmt, habe ich zum ersten Mal gespürt, als dieser italienische Herr zum Tee kam.«

»Der italienische Herr?«

»Dr. Carelli, Sir.«

»Kam er unerwartet zum Tee?« fragte Poirot.

»Ja, Sir, und Miss Amory hat ihn dann noch zum Abendessen eingeladen, weil er doch ein Freund von Mrs. Richard ist. Aber wenn Sie mich fragen, Sir...«

Er brach ab, und Poirot versuchte ihn mit einem »Ja?« zum Weiterreden zu ermuntern.

»Sie werden hoffentlich verstehen, Sir«, sagte Treadwell, »daß es nicht meine Gewohnheit ist, über die Familie zu schwatzen. Aber da der gnädige Herr nun tot ist...«

Wieder brach er ab, und Poirot sagte mitfühlend: »Ja, das verstehe ich. Sie haben sicher sehr an Ihrem Herrn gehangen.« Treadwell nickte, und Poirot fuhr fort: »Sir Claud hatte nach mir geschickt, weil er mir etwas mitteilen wollte. Darum müssen Sie mir jetzt alles sagen, was Sie wissen.«

»Nun gut«, gab Treadwell nach. »Also – meiner Ansicht nach wollte Mrs. Richard Amory nicht, daß der italienische Herr zum Abendessen blieb, Sir. Ich habe ihr Gesicht gesehen, als Miss Amory ihn dazu einlud.«

»Welchen Eindruck haben Sie persönlich von Dr. Carelli?« fragte Poirot.

»Dr. Carelli«, antwortete der Butler hochnäsig, »ist keiner von uns, Sir.«

Poirot, der Treadwells Aussage nicht ganz verstand, blickte fragend zu Hastings, der sich abwandte, um ein Lächeln zu verbergen. Poirot bedachte seinen Kollegen mit einem Blick gelinden Tadels und wandte sich dann wieder an den Butler, dessen Miene vollkommen ernst geblieben war.

»Ging es Ihrem Gefühl nach nicht ganz mit rechten Dingen zu«, fragte der Detektiv, »wie dieser Dr. Carelli ins Haus kam?«

»Genauso ist es, Sir. Es war irgendwie unnatürlich. Und mit seiner Ankunft fingen die ganzen Umstände an – daß Sir Claud mich am Spätnachmittag bei Ihnen anrufen ließ, daß er mich anwies, die Tür abzuschließen... Auch Mrs. Richard Amory schien den ganzen Abend nicht sie selbst zu sein. Sie hat sogar den Eßtisch verlassen. Mr. Richard war darüber ganz außer sich.«

»Aha«, sagte Poirot. »Sie hat also den Eßtisch verlassen. Ist sie daraufhin hierher in die Bibliothek gekommen?«

»Ja, Sir«, antwortete Treadwell.

Poirot sah sich um. Sein Blick blieb an der Handtasche hängen, die Lucia auf dem Tisch stehengelassen hatte.

»Wie ich sehe, hat eine der Damen ihre Handtasche vergessen«, sagte er und nahm sie an sich.

Treadwell ging hin, um sich die Tasche anzusehen.

»Sie gehört Mrs. Richard Amory, Sir.«

»Richtig«, bestätigte Hastings. »Sie hat sie da abgestellt, kurz bevor sie aus dem Zimmer ging, das habe ich gesehen.«

»Kurz bevor sie aus dem Zimmer ging, so, so«, meinte Poirot. »Seltsam.« Er stellte die Handtasche aufs Sofa, zog verwundert die Stirn kraus und schien tief in Gedanken.

»Was das Abschließen der Tür betrifft, Sir«, fuhr Treadwell nach einer kleinen Pause fort, »hat Sir Claud zu mir gesagt –«

Plötzlich erwachte Poirot aus seinem Tagtraum und unterbrach den Butler. »Ja, ja«, sagte er, »das will ich alles wissen. Gehen wir da hinein.« Er zeigte auf die Tür zum Arbeitszimmer.

Treadwell öffnete die Tür, und Poirot folgte ihm. Hastings aber erklärte mit wichtiger Miene: »Ich werde wohl lieber hierbleiben.«

»Nein, nein.« Poirot drehte sich um und warf seinem Kollegen einen spöttischen Blick zu. »Sie kommen bitte auch mit.«

»Aber fänden Sie es nicht besser –« begann Hastings, doch Poirot fiel ihm ins Wort. »Ich brauche Ihre Mitarbeit, mein Freund«, sagte er bedeutungsvoll.

»Nun, wenn das so ist, natürlich...«

Die drei verließen die Bibliothek und machten die Tür hinter sich zu. Schon nach wenigen Sekunden wurde die Dielentür vorsichtig geöffnet, und Lucia kam in die Bibliothek geschlichen. Nach einem raschen Blick in die Runde, wie um sich zu vergewissern, daß außer ihr niemand da war, ging sie zu dem runden Tisch und nahm Sir Clauds Kaffeetasche an sich. Dabei trat ein harter, verschlagener Blick in ihre Augen, der ihr sonst so unschuldiges Gesicht Lügen strafte und sie um Jahre älter aussehen ließ.

Lucia stand noch mit der Tasse in der Hand in der Zimmermitte, als wüßte sie nicht recht, was sie damit machen sollte, als plötzlich die Arbeitszimmertür aufging und Poirot allein in die Bibliothek zurückkam.

»Sie gestatten, Madame«, sagte er zu Lucias heftigem Erschrecken. Er ging auf sie zu und nahm ihr die Tasse aus der Hand, scheinbar aber nur aus reiner Höflichkeit.

»Ich – äh – bin wegen meiner Tasche wiedergekommen«, stieß Lucia atemlos hervor.

»Ach so, ja«, sagte Poirot. »Mal überlegen. Wo habe ich vor kurzem eine Damenhandtasche gesehen? Richtig, dort drüben.« Er ging zum Sofa, nahm die Tasche und gab sie ihr.

»Vielen Dank«, sagte Lucia mit abwesendem Blick.

»Keine Ursache, Madame.«

Lucia schenkte Poirot ein flüchtiges Lächeln und eilte aus der Bibliothek. Nachdem sie fort war, blieb Poirot noch ein paar Sekunden still stehen, dann hielt er sich die Tasse unter die Nase, um vorsichtig daran zu schnuppen. Er nahm ein Glasröhrchen aus seiner Jakkentasche, goß etwas von dem Kaffeesatz hinein, stellte die Tasse wieder an ihren Platz, verschloß das Röhrchen mit einem kleinen Stopfen, steckte es wieder in die Tasche und sah sich weiter um, wobei er laut die Tassen zählte: »Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs. Stimmt. Sechs Kaffeetassen.«

Wieder wollte er die Stirn in verwunderte Falten legen, als in seinen Augen plötzlich dieses grüne Licht aufleuchtete, das immer seine innere Erregung verriet. Schnell ging er zum Arbeitszimmer, rief Hastings und Treadwell heraus und winkte sie hinter sich her zur

Dielentür.

»Ich glaube, hier gibt es heute nichts mehr für uns zu tun«, sagte er laut, nachdem er die Tür geöffnet hatte. »Treadwell, wenn Sie uns jetzt unsere Zimmer zeigen könnten...«

»Selbstverständlich, Sir«, antwortete Treadwell, und sie verließen nacheinander die Bibliothek.

Aber wenige Augenblicke später kam Poirot allein wieder zurück. Flink huschte er zur Terrassentür und versteckte sich hinter dem Vorhang. Dort brauchte er nicht lange zu warten, denn bald darauf ging erneut die Dielentür auf, und herein kam noch einmal Lucia, diesmal noch vorsichtiger und mit allen Anzeichen der Wachsamkeit. Während sie ständig den Kopf hin und her drehte, um möglichst beide Türen im Blick zu haben, schnappte sie sich wieder die Tasse, aus der Sir Claud getrunken hatte, und sah sich suchend in der ganzen Bibliothek um.

Ihr Blick fiel auf das Tischchen bei der Dielentür, auf dem die große Zimmerpflanze stand. Schnell ging sie hin und steckte die Tasse mit der Öffnung nach unten in den Topf. Dann nahm sie, ohne die Türen aus den Augen zu lassen, eine der anderen Tassen und stellte sie vor den toten Sir Claud auf den Tisch. Schon wollte sie daraufhin zur Tür eilen, als diese aufging und Richard eintrat, hinter ihm ein hochgewachsener, rotblonder Mann von Anfang Dreißig, dessen Miene bei aller Liebenswürdigkeit eine gewisse Autorität ausstrahlte. Der Neuankömmling hatte eine Arzttasche bei sich.

»Lucia!« rief Richard verdutzt. »Was machst du denn hier?«

»Ich – bin nur meine Handtasche holen gekommen«, stammelte Lucia. »Guten Abend, Dr. Graham. Entschuldigen Sie mich«, fügte sie rasch hinzu und eilte an ihnen vorbei. Während Richard ihr noch nachsah, kam Poirot hinter dem Vorhang hervor und ging auf die beiden Männer zu, als wäre er gerade aus dem Arbeitszimmer gekommen.

»Ah, da ist ja Monsieur Poirot. Darf ich vorstellen? Monsieur Poirot, das ist Dr. Graham. Kenneth Graham.« Poirot und der Arzt verbeugten sich kurz voreinander, dann ging Dr. Graham sofort zu der Leiche des Wissenschaftlers und begann sie zu untersuchen. Während Richard ihm dabei zusah, ging Poirot, von beiden nicht mehr beachtet, in der Bibliothek umher und zählte lächelnd noch einmal die Kaffeetassen. »Eins, zwei, drei, vier, fünf«, murmelte er dabei vor sich hin. »Fünf, sieh mal einer an.« In seinem Gesicht erstrahlte ein Licht reiner Freude, und er lächelte so unergründlich, wie nur er es vermochte. Er nahm das Glasröhrchen aus der Tasche und betrachtete es, wobei er langsam den Kopf schüttelte.

Inzwischen war Dr. Graham mit der flüchtigen Untersuchung des Toten fertig. »Bedaure sehr«, sagte er zu Richard, »aber ich kann keinen Totenschein ausstellen. Sir Claud war bei bester Gesundheit, und ich halte einen plötzlichen Herzanfall bei ihm für äußerst unwahrscheinlich. Wir werden leider feststellen lassen müssen, was er in seinen letzten Stunden gegessen und getrunken hat.«

»Um Himmels willen, muß das wirklich sein?« fragte Richard leicht erschrocken. »Er hat nichts anderes

gegessen und getrunken als wir alle. Es ist doch absurd, zu unterstellen –«

»Ich unterstelle ja nichts«, unterbrach ihn Dr. Graham ruhig, aber bestimmt. »Ich sage nur, daß von Gesetzes wegen eine gerichtliche Untersuchung stattfinden muß, und der Untersuchungsrichter wird zweifellos nach der Todesursache fragen. Im Augenblick kann ich Ihnen aber einfach nicht sagen, woran Sir Claud gestorben ist. Ich lasse die Leiche abholen und Sorge dafür, daß die Autopsie wegen der Dringlichkeit gleich morgen früh vorgenommen wird. Im Laufe des Tages werde ich dann irgendwann wieder herkommen und Ihnen Genaueres sagen können.«

Gefolgt von Richard, der weitere Einwände zu erheben versuchte, verließ Graham raschen Schrittes die Bibliothek. Poirot sah den beiden nach, dann setzte er von neuem eine verwunderte Miene auf, drehte sich um und betrachtete die Leiche des Mannes, der ihn so eilig aus London hatte herkommen lassen. »Was hast du mir sagen wollen, mein Freund? Wovor hattest du wohl Angst?« dachte er laut. »Ging es nur um den Diebstahl deiner Formel, oder hast du auch um dein Leben gefürchtet? Du hast auf Hercule Poirots Hilfe gebaut. Du hast mich zu spät gerufen, aber ich will dennoch versuchen, hinter die Wahrheit zu kommen.«

Poirot schüttelte gedankenverloren den Kopf und wollte gerade die Bibliothek verlassen, als Treadwell hereinkam. »Ich habe den anderen Herrn auf sein Zimmer geführt, Sir«, sagte er zu Poirot. »Darf ich Ihnen jetzt auch das Ihre zeigen? Es liegt gleich daneben, wenn man die Treppe hinaufkommt. Und ich habe mir

erlaubt, Ihnen beiden noch ein kaltes Häppchen zum Abendessen hinzustellen, nach der langen Reise. Auf dem Weg nach oben zeige ich Ihnen, wo das Speisezimmer ist.«

»Ich danke Ihnen sehr, Treadwell«, sagte Poirot mit einem höflichen Kopfnicken. »Übrigens werde ich Mr. Amory nahelegen, diesen Raum bis morgen, wenn wir hoffentlich Genaueres über die betrüblichen Ereignisse des heutigen Abends erfahren werden, verschlossen zu halten. Hätten Sie die Freundlichkeit, die Tür jetzt gleich abzuschließen, sobald wir draußen sind?«

»Selbstverständlich, wie Sie wünschen, Sir«, antwortete Treadwell, während sie zusammen die Bibliothek verließen.

Als Hastings am nächsten Morgen, nachdem er lange und gut geschlafen hatte, erst spät nach unten kam, sah er sich allein am Frühstückstisch. Von Treadwell erfuhr er, daß Edward Raynor schon vor langer Zeit gefrühstückt und sich danach in sein Zimmer zurückgezogen hatte, um noch etwas Ordnung in Sir Clauds Papiere zu bringen; Mr. und Mrs. Amory hatten in ihrer Suite gefrühstückt und sich noch nicht wieder blicken lassen; Barbara Amory hatte eine Tasse Kaffee mit in den Garten genommen und sonnte sich dort vermutlich noch; Miss Caroline Amory hatte sich mit der Begründung, sie habe leichtes Kopfweg, ihr Frühstück aufs Zimmer bringen lassen, und von da an hatte Treadwell sie nicht mehr gesehen.

»Sind Sie heute morgen schon Monsieur Poirot begegnet, Treadwell?« fragte Hastings und erfuhr, daß sein Freund früh aufgestanden war und sich zu einem Gang ins Dorf entschlossen hatte. »"Wenn ich Monsieur Poirot recht verstanden habe, hat er dort etwas zu erledigen«, fugte Treadwell hinzu.

Nach einem reichhaltigen Frühstück aus Speck, Würstchen, Eiern, Toast und Kaffee kehrte Hastings wieder auf sein gemütliches Zimmer zurück, aus dessen Fenster er einen herrlichen Ausblick über Teile des Gartens hatte und – einige Minuten lang, die Hastings durchaus lohnend fand – auch die sonnenbadende Barbara Amory bewundern konnte. Erst als Barbara wieder ins Haus ging, setzte Hastings sich in einen Lehnstuhl und nahm sich die Times vor, die natürlich

zu früh in Druck gegangen war, um schon eine Meldung über Sir Amorys Tod enthalten zu können.

Hastings schlug die Kommentarseite auf und begann zu lesen. Eine halbe Stunde später erwachte er aus leichtem Schlummer, und vor ihm stand Hercule Poirot.

»Ah, *mon cher*, ich sehe, Sie arbeiten fleißig an unserem Fall«, meinte Poirot mit leisem Lachen.

»In der Tat, Poirot. Ich habe eine ganze Weile über die Vorgänge von gestern abend nachgedacht«, versicherte Hastings. »Darüber muß ich eingenickt sein.«

»Warum auch nicht, mein Freund?« tröstete ihn Poirot.

»Ich habe mir über Sir Clauds Ableben – und natürlich über den Diebstahl seiner so wichtigen Formel – ebenfalls meine Gedanken gemacht. Ich habe sogar schon gewisse Schritte unternommen und erwarte jede Minute einen Anruf, der mir sagen wird, ob ein bestimmter Verdacht, den ich hege, zutrifft oder nicht.«

»Was für ein Verdacht und gegen wen?« fragte Hastings gespannt.

Poirot warf einen Blick aus dem Fenster. »Nein, ich glaube nicht, daß ich Ihnen das beim gegenwärtigen Stand der Dinge schon verraten kann, mein Freund«, erwiderte er boshaft. »Halten wir es mit den Zauberkünstlern auf der Bühne, die uns immerzu versichern, daß die flinke Hand das Auge zu täuschen vermag.«

»Wirklich, Poirot!« rief Hastings. »Sie können einen manchmal richtig auf die Palme bringen. Sie sollten mich doch wenigstens wissen lassen, wen Sie verdächtigen, die Formel gestohlen zu haben. Ich könnte Ihnen schließlich helfen, indem –«

Poirot brachte seinen Kollegen mit einer affektierten

Handbewegung zum Verstummen. Mit reiner Unschuldsmiene blickte er gedankenverloren zum Fenster hinaus in die weite Ferne. »Sie wundern sich, Hastings? Sie fragen sich, warum ich mich nicht Hals über Kopf in die Jagd nach Verdächtigen stürze?« meinte er schließlich.

»Hm, ja – so ähnlich«, räumte Hastings ein.

»Sie an meiner Stelle würden das gewiß tun«, sagte Poirot selbstgefällig. »Das verstehe ich. Aber ich gehöre nun einmal nicht zu denen, die ihre Freude daran haben, in der Gegend herumzurennen und, wie man hier in England und anderswo sagt, nach der Nadel im Heuhaufen zu suchen. Für den Augenblick begnüge ich mich mit Abwarten. Warum? – eh bien. Der Intelligenz eines Hercule Poirot ist eben manchmal etwas vollkommen klar, was weniger Hochbegabten noch lange nicht klar ist.«

»Mein Gott, Poirot!« rief Hastings. »Ich muß sagen, es wäre mir ein hübsches Sümmchen wert, einmal erleben zu dürfen, wie Sie sich bis auf die Knochen blamieren – nur ein einziges Mal. Sie sind so unglaublich eingebildet!«

»Echauffieren Sie sich nicht, mein lieber Hastings«, erwiderte Poirot beschwichtigend. »In Wahrheit stelle ich soeben fest, daß Sie mich von Zeit zu Zeit geradezu hassen. Ach ja, für wahre Größe muß man leiden!«

Der kleine Detektiv plusterte sich auf und gab einen so komischen Seufzer von sich, daß Hastings einfach lachen mußte. »Poirot, ich kenne keinen Menschen, der von sich selbst eine so hohe Meinung hat wie Sie«, sagte er.

»Was wollen Sie? Wenn man einzigartig ist, weiß man es eben. Aber nun zu ernsten Dingen, mein lieber Hastings. Hiermit gebe ich Ihnen kund und zu wissen, daß ich Mr. Richard Amory gebeten habe, sich gegen Mittag mit uns in der Bibliothek zusammenzusetzen. Ich sage ›mit uns‹, Hastings, denn Sie müssen unbedingt dabeisein und die Augen aufsperrern.«

»Es wird mir, wie stets, ein Vergnügen sein, Ihnen zur Seite zu stehen, Poirot«, versicherte ihm sein Freund.

Gegen Mittag trafen sich also Poirot, Hastings und Richard Amory in der Bibliothek, aus der man Sir Clauds Leiche am gestrigen späten Abend abgeholt hatte. Während Hastings bequem auf dem Sofa saß und Augen und Ohren aufsperrte, ließ der Detektiv sich von Richard Amory haarklein berichten, was sich am Vorabend bis zu Poirots Eintreffen zugetragen hatte. Richard, der sich hinter den Schreibtisch gesetzt hatte, beendete seine Aufzählung mit den Worten: »Also, das ist alles, glaube ich. Hoffentlich habe ich mich klar ausgedrückt.«

»Vollkommen klar, Monsieur Amory, vollkommen klar«, antwortete Poirot. Er stand neben dem einzigen Lehnstuhl in der Bibliothek, halb auf die eine Lehne gestützt. »Ich kann mir jetzt ein deutliches Bild machen.« Er schloß die Augen und versuchte sich die Szene vorzustellen. »Hier sitzt also Sir Claud in seinem Lehnstuhl und ist eindeutig Herr der Situation. Dann Dunkelheit, ein Klopfen an der Tür. Doch, doch, eine richtig dramatische Szene.«

»Also, wenn das alles ist –« sagte Richard und wollte schon aufstehen.

»Nur einen kleinen Moment noch«, sagte Poirot mit erhobener Hand, wie um ihn aufzuhalten.

Sichtlich widerstrebend setzte Richard sich wieder hin.

»Ja, bitte?« fragte er.

»Was war davor, Monsieur Amory?«

»Davor?«

»Ja«, versuchte Poirot ihm auf die Sprünge zu helfen,

»gleich nach dem Essen.«

»Ach, da!« meinte Richard. »Darüber gibt es eigentlich nichts zu berichten. Mein Vater und Raynor – Edward Raynor ist sein Sekretär – sind gleich ins Arbeitszimmer gegangen. Wir übrigen waren hier.«

Poirot lächelte ihn ermutigend an. »Und – was haben Sie gemacht?«

»Nun – geredet. Die meiste Zeit lief das Grammophon.«

Poirot dachte einen Moment nach. »Und es ist nichts passiert, was Sie einer Erwähnung wert fänden?« fragte er dann.

»Gar nichts«, beteuerte Richard rasch.

Poirot ließ ihn nicht aus den Augen. »Wann wurde der Kaffee serviert?« bohrte er weiter.

»Unmittelbar nach dem Essen«, antwortete Richard.

»Und –« Poirot vollführte mit der Hand eine kreisende Bewegung – »hat der Butler den Kaffee herumgereicht, oder hat er ihn nur hingestellt, damit Sie ihn sich selbst einschenken?«

»Das weiß ich nun wirklich nicht mehr«, sagte Richard. Poirot seufzte leise. Er überlegte wieder einen Moment, dann fragte er: »Haben alle Kaffee getrunken?«

»Ich glaube, ja. Das heißt, alle außer Raynor. Er trinkt

keinen Kaffee.«

»Und Sir Clauds Kaffee wurde ihm ins Arbeitszimmer gebracht?«

»Anzunehmen«, antwortete Richard mit einer leichten Gereiztheit im Ton. »Müssen Sie das wirklich alles so genau wissen?«

Poirot hob bittend den Arm. »Entschuldigung«, sagte er. »Ich möchte mir nur gern den ganzen Ablauf des Abends vorstellen können. Schließlich wollen wir doch diese wertvolle Formel wiederbekommen, oder?«

»Anzunehmen«, lautete erneut Richards mürrische Antwort, die bei Poirot eine Miene allerhöchsten Erstaunens, ja sogar einen leisen Ausruf der Überraschung auslöste. »Das heißt, ja, ja, natürlich«, beeilte sich Richard hinzuzufügen.

Poirot wandte den Blick vorübergehend von ihm ab und fragte: »Nun weiter. Wann ist Sir Claud aus seinem Arbeitszimmer in die Bibliothek gekommen?«

»Das war, als sie die Tür zu öffnen versuchten«, sagte Richard.

»Wer sind ›sie‹?« fragte Poirot, wobei er sich wieder zu ihm umdrehte.

»Raynor und Dr. Carelli.«

»Darf ich fragen, wer die Tür geöffnet haben wollte?«

»Meine Frau, Lucia«, antwortete Richard. »Sie fühlte sich schon den ganzen Abend nicht wohl.«

Poirots Stimme klang mitfühlend, als er antwortete: »*La pauvre dame!* Hoffentlich geht es ihr heute wieder besser. Ich möchte nämlich auch ihr sehr gern ein paar Fragen stellen.«

»Das ist leider ganz und gar unmöglich«, erklärte

Richard. »Sie ist nicht in der Lage, jemanden zu empfangen oder Fragen zu beantworten. Außerdem könnte sie Ihnen sowieso nichts sagen, was ich Ihnen nicht auch sagen kann.«

»Ganz recht, ganz recht«, beruhigte ihn Poirot. »Aber Sie wissen ja, Monsieur Amory – Frauen haben die große Gabe, sich Details zu merken. Nun ja – Ihre Tante, Miss Amory, wird mir sicher ebenso gut weiterhelfen können.«

»Meine Tante liegt im Bett«, versetzte Richard prompt. »Der Tod meines Vaters hat sie sehr mitgenommen.«

»Ach ja, verstehe«, murmelte Poirot nachdenklich. Sie schwiegen. Richard, der sich in seiner Haut sichtlich unwohl fühlte, stand auf und ging zur Terrassentür. »Lassen wir mal ein bißchen frische Luft herein«, sagte er. »Es ist so heiß hier drinnen.«

»Oh, ihr Engländer!« rief Poirot lachend. »Die gute frische Luft, ihr könnt sie nicht draußen lassen, wo sie frisch bleibt. Nein, ihr müßt sie euch ins Haus holen!«

»Es stört Sie doch hoffentlich nicht?«

»Mich?« rief Poirot. »Aber gewiß nicht. Ich habe mir alle englischen Gewohnheiten angeeignet. Man hält mich sogar schon überall für einen Engländer.« Hastings konnte sich auf seinem Sofa ein Lächeln nicht verkneifen. »Aber erlauben Sie, Monsieur Amory – ist die Terrassentür nicht durch einen genialen Mechanismus verschlossen?«

»Schon«, antwortete Richard, »aber der Schlüssel ist am Bund meines Vaters, und den habe ich hier.« Er zog einen Schlüsselbund aus der Tasche, löste die Verriegelung und stieß die Terrassentür weit auf.

Poirot entfernte sich so weit wie möglich von der offenen Tür und ging, sich demonstrativ vor Kälte schüttelnd, zur anderen Seite der Bibliothek hinüber, um sich auf den Bürostuhl zu setzen, während Richard Amory tief durchatmete und eine Weile in den Garten hinausah. Als er zu Poirot zurückkam, machte er ein Gesicht, als hätte er einen Entschluß gefaßt.

»Monsieur Poirot«, sagte er mit fester Stimme, »ich will nicht lange drum herumreden. Ich weiß, daß meine Frau Sie gestern abend inständig gebeten hat, hierzu bleiben, aber da war sie erregt, sogar ein bißchen hysterisch, und wußte kaum, was sie tat. Ich als der Betroffene sage Ihnen freiheraus, daß mir an dieser Formel nicht soviel liegt.« Er schnippte verächtlich mit den Fingern. »Mein Vater war ein reicher Mann. Seine neue Entdeckung war sicher sehr viel Geld wert, aber mehr, als ich jetzt schon bekomme, brauche ich nicht, und ich kann einfach nicht so tun, als ob ich seine Begeisterung für die Sache selbst teilte. Explosivstoffe gibt es schon genug auf der Welt.«

»Aha«, meinte Poirot bedächtig.

»Was ich damit sagen will«, fuhr Richard fort, »wir sollten die Sache einfach fallenlassen.«

Poirot riß die Augenbrauen hoch, bei ihm stets ein Anzeichen höchsten Erstaunens. »Ich soll also besser abreisen?« fragte er. »Sie möchten nicht, daß ich weiter ermittle?«

»Ganz recht.« Richards Stimme klang unsicher, und er wandte sich halb von Poirot ab.

»Aber der Dieb«, sprach der kleine Detektiv unbeirrt weiter, »hat die Formel doch sicher nicht gestohlen, um

keinen Gebrauch von ihr zu machen?«

»Das wohl nicht«, mußte Richard zugeben. Er drehte sich wieder zu Poirot um. »Trotzdem...«

Poirot sprach jetzt langsam und betonte jedes Wort. »Es macht Ihnen also gar nichts aus, dieses – wie soll ich es nennen – Schandmal?«

»Schandmal?« fuhr Richard auf.

»Fünf Personen -« versuchte Poirot ihm zu erklären – »fünf Personen hatten Gelegenheit, die Formel zu stellen. Solange nicht eine von ihnen überführt ist, bleibt auch die Unschuld der vier anderen unbewiesen.«

Während Poirot sprach, war Treadwell eingetreten.

»Ich – das heißt –« begann Richard unsicher zu stottern, aber da unterbrach ihn der Butler.

»Verzeihung, Sir«, sagte er zu seinem neuen Herrn, »aber Dr. Graham ist soeben gekommen und möchte Sie sprechen.«

Sichtlich froh, Poirots weiteren Fragen zu entrinnen, antwortete Richard: »Ich komme sofort.« An der Tür drehte er sich noch einmal zu Poirot um und sagte förmlich: »Wenn Sie mich bitte entschuldigen möchten.« Dann folgte er Treadwell hinaus.

Kaum waren beide draußen, sprang Hastings vom Sofa auf und kam zu Poirot, berstend vor unterdrückter Erregung. »Was denn!« rief er. »Gift?«

»Was gibt's, mein lieber Hastings?« fragte Poirot.

»Bestimmt war es Gift!« beteuerte Hastings unter eifrigem Kopfnicken.

Poirot musterte seinen Freund mit einem amüsierten Blitzen in den Augen. »Wie theatralisch, mein lieber Hastings! Wie schnell und brillant Sie doch immer zu den voreiligsten Schlüssen kommen!«

»Halt, Poirot«, wehrte sich Hastings. »So lasse ich mich nicht abwimmeln. Sie machen mir doch nicht vor, daß Sie glauben, der alte Knabe wäre an einem kranken Herzen gestorben! Was sich hier gestern abend abgespielt hat, springt einem förmlich ins Auge. Aber ich muß sagen, Richard Amory scheint mir kein besonders heller Kopf zu sein. Der Gedanke an Gift ist ihm offenbar noch gar nicht in den Sinn gekommen.«

»Meinen Sie, Hastings?«

»Ich hab's mir gestern abend schon gedacht, als Dr. Graham sagte, daß er keinen Totenschein ausstellen kann und eine Autopsie machen lassen will.«

Poirot seufzte leise. »Ja, ja«, meinte er begütigend. »Dr. Graham wird wohl gekommen sein, um das Ergebnis der Autopsie mitzuteilen. Schon in wenigen Minuten werden wir also wissen, ob Sie recht haben.« Poirot schien drauf und dran, noch etwas zu sagen, aber er besann sich eines anderen. Er ging zum Kamin und rückte die Vase mit den Fidibussen zum Feueranzünden zurecht.

Hastings beobachtete ihn gutmütig. »Was sind Sie doch für ein Ordnungsfanatiker, Poirot«, meinte er lachend.

»Aber ist denn die Wirkung so nicht viel schöner?« fragte Poirot, während er mit schiefgelegtem Kopf den Kaminsims begutachtete.

Hastings schnaubte. »Ich kann nicht behaupten, daß mich vorher etwas daran gestört hätte.«

»Oho!« rief Poirot und drohte ihm mit dem Finger. »Symmetrie ist alles, mein lieber Hastings. Es sollten überall Ordnung und Sauberkeit herrschen, besonders aber in den kleinen grauen Zellen des Gehirns.« Dabei tippte er sich an die Stirn.

»Bitte, nein, nun reiten Sie nicht schon wieder Ihr Steckenpferd!« flehte Hastings. »Verraten Sie mir nur, was Ihre kostbaren kleinen grauen Zellen mit dieser Geschichte hier anfangen.«

Poirot ging erst einmal zum Sofa und setzte sich, bevor er antwortete. Dann fixierte er Hastings wie eine sprungbereite Katze, die Augen zusammengekniffen, bis man von ihnen nur noch ein grünes Schillern sah. »Wenn Sie Ihre kleinen grauen Zellen benutzen und versuchen, den Fall als Ganzes klar vor sich zu sehen, wie ich es versuche – vielleicht erkennen dann auch Sie die Wahrheit, mein Lieber«, verkündete er selbstgefällig. »Aber«, fuhr er dann im Ton allergrößten Edelmutts fort, »bevor Dr. Graham hierherkommt, wollen wir uns doch die Gedankenblitze meines Freundes Hastings anhören.«

»Also«, legte Hastings eifrig los, »der Schlüssel, der unter dem Stuhl des Sekretärs gefunden wurde, ist schon einmal sehr verdächtig.«

»Finden Sie, Hastings?«

»Ja, natürlich«, antwortete sein Freund. »Höchst verdächtig! Aber letzten Endes tippe ich auf den Italiener.«

»Ah!« meinte Poirot leise. »Der geheimnisvolle Dr. Carrelli.«

»Geheimnisvoll, jawohl«, fuhr Hastings fort. »Das ist genau das richtige Wort. Was tut er hier draußen auf dem Lande? Ich will es Ihnen sagen. Er war hinter Sir Claud Amorys Formel her. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ist er der Abgesandte einer fremden Macht. Sie wissen, wovon ich rede.«

»Ja, allerdings«, erwiderte Poirot lächelnd. »Ich gehe nämlich auch manchmal ins Kino.«

»Und wenn sich herausstellt, daß Sir Claud tatsächlich vergiftet wurde –« Hastings kam jetzt richtig in Fahrt –, »wird Dr. Carelli dadurch mehr denn je zum Hauptverdächtigen. Denken Sie an die Borgia! Giftmord ist ein sehr italienisches Verbrechen. Ich fürchte jedoch, daß Carelli uns mitsamt der Formel entkommen wird.«

»Das wird er nicht, mein Freund«, versetzte Poirot kopfschüttelnd.

»Wie können Sie da nur so sicher sein?«

Poirot lehnte sich auf dem Sofa zurück und legte, wie man es von ihm gewohnt war, die Fingerspitzen aneinander. »Ganz genau weiß ich es nicht, Hastings«, räumte er ein. »Natürlich kann ich nicht sicher sein. Aber ich habe da so eine Ahnung.«

»Was meinen Sie damit?«

»Wo befindet sich Ihrer Meinung nach die Formel jetzt, mein kluger Mitstreiter?«

»Woher soll ich das wissen?«

Poirot sah Hastings an, als wollte er ihm eine Chance geben, noch einmal über die Frage nachzudenken. Nach einer kleinen Weile sagte er auffordernd: »Überlegen Sie, mein Freund. Gehen Sie methodisch vor. Genau der Reihe nach. Das ist das Geheimnis des Erfolges.«

Als Hastings nur verwirrt den Kopf schüttelte, versuchte der Detektiv ihm auf die Sprünge zu helfen. »Es gibt nur einen Ort, an dem sie sein kann«, erklärte er.

»Und wo in aller Welt soll das sein?« fragte Hastings, jetzt eindeutig ein wenig verärgert.

»Natürlich hier in diesem Raum«, verkündete Poirot mit einem wahren Koboldgrinsen.

»Was ist daran um Himmels willen so natürlich?«

»Aber das ist doch klar, Hastings. Betrachten Sie die Fakten. Wie wir von dem guten Treadwell wissen, hat Sir Claud dafür gesorgt, daß die Formel nicht aus diesem Zimmer hinausgebracht werden konnte. Es steht also fest, daß der Dieb die Formel noch bei sich hatte, als Sir Claud seine kleine Überraschung bekanntgab und unser Kommen ankündigte. Was tun? Er durfte es nicht darauf ankommen lassen, daß man bei unserem Eintreffen die Formel bei ihm findet. Blieben ihm also zwei Möglichkeiten. Er konnte sie auf die von Sir Claud vorgeschlagene Art und Weise zurückgeben, oder er mußte sie im Schutz der einminütigen totalen Finsternis irgendwo verstecken. Ersteres hat er nicht getan, also muß er letzteres getan haben. *Voilà*. Für mich liegt damit klar auf der Hand, daß die Formel irgendwo in dieser Bibliothek versteckt ist.«

»Mein Gott, Poirot!« rief Hastings in höchster Erregung. »Ich glaube, Sie haben recht! Suchen wir sie!« Schon sprang er auf und ging an den Schreibtisch.

»Suchen Sie, wenn es Ihnen Spaß macht«, meinte Poirot. »Es gibt allerdings jemanden, der sie viel leichter finden wird als Sie.«

»Ach, und wer soll das sein?« fragte Hastings.

Poirot zwirbelte angelegentlich seinen Schnurrbart.
»*Parbleu!* Der sie versteckt hat, natürlich!« rief er mit der Gebärde eines Zauberkünstlers, der ein Kaninchen aus dem Hut zieht.

»Sie meinen ...«

»Ich meine«, erklärte Poirot seinem Kollegen geduldig, »daß der Dieb früher oder später versuchen wird, die Beute wiederzuerlangen. Einer von uns beiden muß also ständig hier Wache halten –« Er brach ab, als er hörte, wie langsam und vorsichtig der Türknopf gedreht wurde. Schnell sprang er zum Grammophon, wo er von einem Eintretenden nicht gleich gesehen werden konnte, und winkte Hastings zu sich.

Leise ging die Tür auf, und Barbara Amory kam in die Bibliothek geschlichen. Sie trug einen Stuhl an den Bücherschrank, stieg hinauf und griff nach dem Blechkasten, in dem die Medikamente waren. Ausgerechnet in diesem Moment mußte Hastings niesen, und Barbara ließ vor Schreck den Kasten fallen. »Oh!« rief sie in größter Verwirrung. »Ich habe gar nicht bemerkt, daß jemand hier ist.«

Hastings war sofort bei ihr und hob den Kasten auf, den Poirot ihm gleich aus der Hand nahm. »Sie gestatten, Mademoiselle«, sagte der Detektiv. »Der ist doch zu schwer für Sie.« Er stellte den Kasten auf den Tisch. »Was haben Sie denn darin?« fragte er. »Ihre Sammlung? Vogeleier? Muscheln?«

»Leider gar nichts so Schönes, Monsieur Poirot«, antwortete Barbara mit einem nervösen Lachen. »Da sind nur Pillen und Pülverchen drin.«

»Aber jemand wie Sie«, sagte Poirot, »so jung, so gesund und voller Lebenskraft, wird doch solchen Krims-krams nicht brauchen!«

»Es sollte ja auch nicht für mich sein«, beruhigte Barbara ihn. »Sondern für Lucia. Sie hat heute so schreckliches Kopfwelh.«

»*La pauvre dame*«, murmelte Poirot voller Mitgefühl. »Und da sollten Sie ihr diese Pillen holen?«

»Ja. Ich habe ihr schon ein paar Aspirin gegeben, aber sie möchte was Richtiges. Da habe ich gesagt, ich bringe ihr den ganzen Kasten – das heißt, wenn keiner hiergewesen wäre.«

»Wenn keiner hiergewesen wäre«, wiederholte Poirot bedächtig, die Hände auf dem Kasten. »Warum war das denn so wichtig, Mademoiselle?«

»Na, Sie können sich doch denken, wie es in so einem Haus zugeht«, erklärte Barbara. »Ogottogott, was hat denn die liebe Kleine!« Ich meine zum Beispiel Tante Caroline, diese alte Gluckhenne. Und Richard, der steht einem nur zwischen den Füßen herum und ist, wie alle Männer, wenn man krank ist, zu nichts nütze.«

Poirot nickte wissend. »Verstehe, verstehe«, sagte er zu Barbara und zeigte mit einem bedächtigen Kopfnicken an, daß er ihre Erklärung akzeptierte. Langsam fuhr er mit den Fingerspitzen über den Deckel des Kastens, dann betrachtete er nachdenklich seine Hände. Schließlich räusperte er sich affektiert und sagte: »Ist Ihnen eigentlich klar, Mademoiselle, daß Sie mit Ihrem Hauspersonal großes Glück haben?«

»Wieso finden Sie das?« fragte Barbara.

Poirot zeigte auf den Blechkasten. »Sehen Sie selbst — kein Stäubchen auf dem Deckel. So gewissenhaft sind nicht alle Diensthofen, daß sie auf einen Stuhl steigen, um so hoch oben abzustauben...«

»Hm, ja«, gab Barbara ihm recht. »Ich habe mich gestern abend schon gewundert, daß da kein Staub drauf war.«

»Hatten Sie diesen Kasten denn gestern abend unten?« fragte Poirot.

»Ja, nach dem Abendessen. Es sind lauter Sachen aus einer Krankenhausapotheke.«

»Na, dann wollen wir uns diese Krankenhausapotheke doch einmal ansehen«, schlug Poirot vor und öffnete

den Deckel. Er nahm einige der Röhrchen heraus und hielt sie in die Höhe, dann zog er theatralisch die Augenbrauen hoch. »Strychnin – Atropin – das ist ja eine hübsche kleine Sammlung! Oh, und da ist noch ein Röhrchen: Hyoscin – aber fast leer!«

»Leer?« rief Barbara. »Aber die waren doch gestern abend noch alle voll! Das weiß ich genau.«

»Voilà!« Poirot zeigte ihr das Röhrchen kurz und legte es dann wieder in den Kasten. »Sehr seltsam. Sie sagen also, daß diese Röhrchen – man nennt sie ›Phiolen‹, nicht? – alle voll waren? Wo hat denn dieser Arzneikasten gestern abend gestanden, Mademoiselle?«

»Hm, nachdem wir ihn heruntergenommen hatten, stand er da auf dem Tisch«, berichtete Barbara. »Und Dr. Carelli hat sich die Sachen angesehen und einiges dazu –«

Sie brach ab, denn soeben kam Lucia ins Zimmer. Richard Amorys Frau schien überrascht, die beiden Männer zu sehen. Im Tageslicht wirkte ihr blasses, stolzes Gesicht verhärtet, und etwas Wehmütiges spielte um ihren Mund. Barbara eilte zu ihr. »Aber Schätzchen, du solltest doch nicht aufstehen«, schalt sie. »Ich wollte gerade wieder zu dir heraufkommen.«

»Meinem Kopf geht es schon viel besser, Barbara«, antwortete Lucia, ohne einen Blick von Poirot zu wenden. »Ich bin gekommen, um mit Monsieur Poirot zu sprechen.«

»Aber findest du nicht, du solltest lieber –«

»Bitte, Barbara.«

»Wie du willst. Du mußt es am besten wissen.« Barbara ging zur Tür, und Hastings eilte hin, um sie ihr zu

öffnen.

Nachdem Barbara fort war, zog Lucia sich einen Stuhl heran und setzte sich. »Monsieur Poirot...« begann sie.

»Zu Ihren Diensten, Madame«, antwortete Poirot höflich.

Lucia sprach stockend und mit einem leichten Zittern in der Stimme. »Monsieur Poirot«, begann sie noch einmal von vorn, »ich habe Sie gestern abend um etwas gebeten. Sie sollten hierbleiben, ich – ich habe Sie förmlich angefleht. Heute sehe ich das anders. Es war falsch von mir.«

»Wissen Sie das genau, Madame?« fragte Poirot ruhig.

»Ganz genau. Ich war gestern abend mit den Nerven fertig und völlig durcheinander. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie meiner Bitte entsprochen haben, aber jetzt ist es besser, wenn Sie wieder gehen.«

»Ah, *c'est comme ça!*« bemerkte Poirot kaum hörbar.

Laut antwortete er nichtssagend: »Verstehe, Madame.«

Lucia stand auf und fragte mit bangem Blick: »Dann wäre das also erledigt?«

»Nicht ganz, Madame.« Poirot ging einen Schritt auf sie zu. »Wie Sie sich vielleicht erinnern, haben Sie Zweifel daran geäußert, daß Ihr Schwiegervater eines natürlichen Todes gestorben sei.«

»Gestern abend war ich völlig durchgedreht«, behauptete Lucia. »Ich wußte gar nicht, was ich da sagte.«

»Demnach sind Sie jetzt überzeugt«, hakte Poirot nach, »daß es doch ein natürlicher Tod war?«

»Vollkommen«, antwortete Lucia mit fester Stimme.

Poirot zog die Augenbrauen ein wenig hoch und sah sie schweigend an.

»Warum sehen Sie mich so an?« fragte Lucia ängstlich.
»Wissen Sie, Madame, es ist manchmal schwer, einen Hund auf eine Fährte zu setzen. Hat er sie aber erst einmal in der Nase, dann kann ihn nichts auf der Welt wieder davon abbringen. Jedenfalls nicht, wenn er ein guter Hund ist. Und ich, Hercule Poirot, bin ein sehr guter Hund, Madame!«

»Oh!« rief Lucia in höchster Not. »Aber Sie müssen! Glauben Sie mir, Sie müssen gehen. Ich bitte Sie. Ich flehe Sie an. Sie wissen ja nicht, was Sie womöglich anrichten, wenn Sie hierbleiben.«

»Anrichten?« fragte Poirot. »Für Sie, Madame?«

»Für uns alle, Monsieur Poirot. Ich kann es Ihnen nicht weiter erklären, aber ich bitte Sie, glauben Sie mir einfach. Als ich Sie gestern abend sah, habe ich Ihnen vom ersten Moment an vertraut. Bitte –«

Sie verstummte, als die Tür aufging und Richard, dem die Angst im Gesicht stand, mit Dr. Graham hereinkam.

»Lucia!« rief er, als er seine Frau sah.

»Was ist, Richard?« rief sie aufgeregt und eilte an seine Seite. »Was ist passiert? Etwas Neues, das sehe ich dir an. Was ist es? Sag es mir!«

»Nichts, Liebling«, antwortete Richard, tapfer um einen beruhigenden Ton bemüht. »Könntest du uns jetzt wohl einen Moment allein lassen?«

Lucia sah ihm forschend ins Gesicht. »Kann ich nicht –?« begann sie, verstummte aber, als Richard zur Tür ging und sie ihr öffnete. »Bitte«, wiederholte er.

Lucia warf einen letzten, angstvollen Blick zurück, dann verließ sie das Zimmer.

Dr. Graham stellte seine Tasche auf den Couchtisch und setzte sich aufs Sofa. »Ich fürchte, das ist eine böse Geschichte, Monsieur Poirot«, wandte er sich an den Detektiv.

»Eine böse Geschichte, sagen Sie? Ach! Sie haben also herausbekommen, woran Sir Amory gestorben ist?« fragte Poirot.

»Sein Tod war die Folge einer Vergiftung mit einem starken pflanzlichen Alkaloid«, sagte Graham.

»So einem wie Hyoscin vielleicht?« fragte Poirot und nahm den Arzneikasten vom Tisch.

»Wie bitte? Ja, genau.« Der Arzt staunte hörbar über die zutreffende Mutmaßung des Detektivs. Poirot trug den Kasten zum Grammophontisch, wohin Hastings ihm folgte. Währenddessen setzte Richard Amory sich zu Graham aufs Sofa. »Und was hat das nun zu bedeuten?« fragte er ihn.

»Zum einen bedeutet es, daß wir die Polizei einschalten müssen«, antwortete Graham prompt.

»Mein Gott!« entfuhr es Richard. »Das ist ja schrecklich. Könnte man es nicht – irgendwie totschweigen?«

Graham sah Richard in die Augen, bevor er langsam und mit Nachdruck sagte: »Glauben Sie mir, mein lieber Richard, niemanden könnte dieses schreckliche Unheil schmerzlicher bekümmern als mich. Zumal unter den gegebenen Umständen kaum anzunehmen ist, daß er sich das Gift selbst verabreicht hat.«

Richard blieb eine ganze Weile stumm. »Sie wollen sagen, daß es Mord war?« fragte er schließlich mit beben-

der Stimme.

Dr. Graham nickte nur ernst.

»Mord!« rief Richard. »Mein Gott, was tun wir denn jetzt?«

»Ich habe bereits den Untersuchungsrichter verständigt«, erklärte Graham sachlich den vorgeschriebenen Ablauf. »Die Untersuchungsverhandlung ist morgen im King's Arms.«

»Und – Sie sagen – die Polizei muß da eingeschaltet werden? Daran führt kein Weg vorbei?«

»Nein. Das müssen Sie doch einsehen, Richard.«

Richards Stimme hatte etwas Irres, als er rief: »Aber warum haben Sie mich nicht gewarnt, daß –«

»Na, na, Richard«, fiel Graham ihm ins Wort. »Fassen Sie sich. Sie müssen doch begreifen, daß ich lediglich getan habe, was ich für absolut notwendig hielt. In solchen Angelegenheiten ist schließlich keine Zeit zu verlieren.«

»Mein Gott!« rief Richard wieder.

»Ich kann Sie ja verstehen, Richard«, sagte Graham jetzt freundlicher. »Es war ein böser Schock für Sie. Aber ich muß Ihnen leider ein paar Fragen stellen. Fühlen Sie sich imstande, sie mir zu beantworten?«

Richard machte es sichtlich Mühe, sich zusammenzunehmen. »Was wollen Sie wissen?« fragte er.

»Erstens«, sagte Graham, »was Ihr Väter gestern beim Abendessen an Speisen und Getränken zu sich genommen hat.«

»Mal überlegen. Wir hatten alle das gleiche. Suppe, gebackene Seezunge, Kotelett, zum Abschluß Obstsalat.«

»Und die Getränke?« fragte Graham weiter.

Richard dachte kurz nach, bevor er antwortete. »Mein Vater und Tante Caroline haben Burgunder getrunken. Raynor auch, soviel ich weiß. Ich bin bei Whisky-Soda geblieben, und Dr. Carelli – ja, Carelli hat zu allen Gängen Weißwein getrunken.«

»Ach, der geheimnisvolle Dr. Carelli«, sagte Graham vor sich hin. »Entschuldigen Sie, Richard, aber was wissen Sie eigentlich über diesen Mann?«

Hastings, den Richards Antwort auf diese Frage ebenfalls interessierte, pirschte sich etwas näher an die beiden heran.

»Ich weiß gar nichts über ihn«, antwortete Richard auf Grahams Frage. »Ich bin ihm nie begegnet und habe nie etwas über ihn gehört – bis gestern.«

»Aber er ist ein Freund Ihrer Frau?« fragte der Arzt.

»Es sieht so aus.«

»Kennt sie ihn gut?«

»Nein. Soviel ich weiß, ist er nur ein Bekannter.«

Graham schnalzte leise mit der Zunge und schüttelte den Kopf. »Sie haben ihm hoffentlich nicht erlaubt, das Haus zu verlassen?« fragte er.

»Aber nein«, versicherte Richard. »Ich habe ihm gestern abend noch klargemacht, daß er besser im Haus bleibt, bis diese Geschichte – ich meinte die mit der verschwundenen Formel – geklärt ist. Ich habe sogar seine Sachen aus dem Gasthaus holen lassen, in dem er abgestiegen war.«

»Hatte er nichts dagegen einzuwenden?« fragte Dr. Graham ziemlich erstaunt.

»O nein, er war ganz meiner Meinung.«

»Hm«, war Grahams einziger Kommentar. Dann sah er sich in der Bibliothek um und meinte: »Gut, und was ist mit diesem Zimmer?«

Poirot ging zu den beiden hinüber. »Das Zimmer wurde gestern abend vom Butler abgeschlossen«, versicherte er dem Arzt. »Die Schlüssel wurden mir übergeben. Es ist alles noch genauso, wie es gestern war, außer daß wir, wie Sie sehen, die Stühle verrückt haben.«

Dr. Graham zeigte zu der Kaffeetasse auf dem großen Tisch. »Ist das die Tasse?« Er ging hin, nahm die Tasse in die Hand und schnupperte daran. »Richard«, fragte er, »ist das die Tasse, aus der Ihr Vater getrunken hat? Ich sollte sie wohl mitnehmen. Sie muß untersucht werden.« Er brachte die Tasse an den Couchtisch und öffnete seine Tasche.

Richard sprang auf. »Sie glauben doch nicht –« begann er, verstummte aber sofort wieder.

»Es scheint eher unwahrscheinlich zu sein«, sagte Graham, »daß ihm dieses Gift beim Abendessen verabreicht wurde. Ich halte es für viel wahrscheinlicher, daß jemand das Hyoscin in Sir Clauds Kaffee getan hat.«

»Ich – ich –« begann Richard. Er sprang auf und machte einen Schritt auf den Arzt zu, aber dann ließ er mit einer Geste der Verzweiflung von seinem Vorhaben ab und stürzte zur Terrassentür hinaus in den Garten.

Dr. Graham nahm einen kleinen Karton mit Watte aus seiner Tasche, und während er die Tasse behutsam hineinlegte, vertraute er Poirot an: »Eine häßliche Geschichte. Es wundert mich nicht, daß Richard so aufgebracht ist. Die Zeitungen werden die Freundschaft dieses italienischen Arztes mit seiner Frau gehörig

ausschlachten. Und Dreck bleibt kleben, Monsieur Poirot, Dreck bleibt kleben. Die arme Frau! Wahrscheinlich ist sie vollkommen unschuldig. Der Mann wird auf irgendeine plausible Weise ihre Bekanntschaft gesucht haben. Sie sind ja erstaunlich schlau, diese Ausländer. Na ja, ich sollte vielleicht nicht so reden, als wäre der Fall schon geklärt, aber was soll man denn sonst denken?«

»Sie finden, es springt einem geradezu ins Auge?« meinte Poirot, wobei er mit Hastings einen Blick wechselte.

»Nun, immerhin«, erklärte Dr. Graham, »war Sir Clauds Erfindung viel wert. Da kommt dieser Ausländer daher, über den niemand etwas weiß. Ein Italiener. Sir Claud wird auf rätselhafte Weise vergiftet...«

»Ach ja, die Borgia!« rief Poirot.

»Wie bitte?«

»Nichts, gar nichts.«

Dr. Graham nahm seine Tasche und reichte Poirot die Hand. »So, dann sollte ich jetzt mal wieder gehen.«

»Auf Wiedersehen – demnächst, Monsieur *le docteur*«, sagte Poirot.

An der Tür drehte Graham sich noch einmal um. »Auf Wiedersehen, Monsieur Poirot. Sie sorgen doch dafür, daß in diesem Zimmer niemand etwas verändert, bevor die Polizei da war, ja? Es ist überaus wichtig.«

»Ich übernehme dafür höchstpersönlich die Verantwortung«, beteuerte Poirot.

Als Graham die Tür hinter sich zugemacht hatte, meinte Hastings trocken: »Soll ich Ihnen mal was sagen, Poirot? In diesem Haus möchte ich nicht krank

werden.

Erstens läuft hier offenbar ein Giftmörder frei herum – und zweitens kann ich nicht behaupten, daß ich unbedingt Vertrauen zu diesem jungen Arzt hätte.«

Poirot sah Hastings belustigt an. »Hoffen wir, daß wir nicht lange genug in diesem Haus bleiben müssen, um krank zu werden«, meinte er auf dem Weg zum Kamin, wo er auf die Klingel drückte. »Und nun an die Arbeit, mein Lieber«, rief er, als er zu Hastings zurückkehrte, der mit gerunzelter Stirn den Couchtisch betrachtete.

»Was haben Sie vor?« fragte Hastings.

»Wir beide, Sie und ich, mein Freund«, antwortete Poirot mit einem Funkeln in den Augen, »werden jetzt Cesare Borgia einem Verhör unterziehen.«

Der Butler kam herein. »Sie haben geläutet, Sir?«

»Ja, Treadwell. Würden Sie den italienischen Herrn, Dr. Carelli, bitte fragen, ob er die Güte hätte, hierherzukommen?«

»Sehr wohl, Sir«, antwortete der Butler und zog sich zurück, während Poirot an den Tisch ging und den Arzneikasten nahm. »Ich halte es für besser«, vertraute er Hastings an, »einen Kasten mit solch gefährlichem Inhalt wieder an seinen angestammten Platz zu stellen. Ordnung und Sauberkeit sollten uns stets ein Anliegen sein.«

Er übergab den Kasten Hastings, während er einen Stuhl an den Bücherschrank trug und hinaufstieg. »Symmetrie und Ordnung über alles, wie?« rief Hastings. »Aber ich denke mir, daß diesmal mehr dahintersteckt.«

»Was meinen Sie denn, mein Freund?«

»Ich weiß es schon. Sie wollen Carelli nicht erschrecken. Denn wer hat gestern abend mit diesen Medikamenten hantiert? Auch er. Wenn er nun den Kasten auf dem Tisch sähe, wäre er sofort auf der Hut, stimmt's?«

Poirot tippte Hastings von oben auf den Kopf. »Wie scharfsinnig doch mein Freund Hastings ist«, lobte er und nahm ihm den Kasten ab.

»Ich kenne Sie eben zu gut«, meinte Hastings. »Mir streuen Sie keinen Staub in die Augen.«

»Wie? Ach ja, richtig, ihr Engländer sagt Staub, nicht Sand.« Bei diesen Worten fuhr er mit dem Finger über die Schrankplatte, und Hastings, der zu ihm aufsaß, bekam eine Ladung Staub ins Gesicht. »Mir scheint aber, jetzt habe ich das doch getan, mein Lieber«, rief er, während er noch einmal vorsichtig mit dem Finger über die Platte fuhr. »Und mir scheint auch«, fuhr er nase-rümpfend fort, »daß ich das Hauspersonal etwas zu früh gepriesen habe. Hier oben könnte man Radieschen züchten. Hätte ich doch nur einen feuchten Lappen, dann könnte ich mal ordentlich saubermachen.«

»Aber Poirot«, rief Hastings lachend, »sind Sie denn ein Dienstmädchen?«

»Leider nein«, antwortete Poirot betrübt. »Ich bin nur ein armseliger Spürhund!«

»Und da es da oben nichts aufzuspüren gibt«, meinte Hastings, »sollten Sie jetzt wieder herunterkommen.«

»Sie sagen es, hier gibt –« begann Poirot und unterbrach sich plötzlich. Er stand wie versteinert auf dem Stuhl.

»Was ist denn?« fragte Hastings ungehalten. »Los,

kommen Sie runter, Poirot. Dr. Carelli wird jeden Moment hier sein. Sie wollen doch nicht, daß er Sie da oben sieht?«

»Recht haben Sie, mein Freund.« Poirot stieg langsam vom Stuhl herunter. Seine Miene war ernst.

»Mein Gott, was haben Sie denn?« fragte Hastings.

»Ich denke nur über etwas nach«, antwortete Poirot mit abwesendem Blick.

»Worüber?«

»Über Staub, Hastings, Staub«, antwortete Poirot mit merkwürdiger Stimme.

Die Tür ging auf, und Dr. Carelli kam herein. Er und Poirot begrüßten einander mit größter Förmlichkeit, jeder wohlgezogen in der Muttersprache des anderen.

»Ah, Monsieur Poirot. *Vous voulez me questionner?*« begann Carelli.

»Si, signor dottore, si Lei permette.«, antwortete Poirot.

»Ah, Lei parla italiano?«

»Si, ma preferisco parlare in francese.«

»Alors«, sagte Carelli. »*Qu'est-ce que vous voulez me demander?*«

»Ich muß schon sagen!« mischte Hastings sich jetzt leicht pikiert ein. »Was zum Teufel soll das?«

»Ach, der arme Hastings, ich hatte ganz vergessen, daß er kein Sprachkundler ist.« Poirot lächelte. »Unterhalten wir uns lieber in seiner Muttersprache.«

»Verzeihung, natürlich«, pflichtete Carelli ihm bei. Er gab sich gegenüber Poirot sehr offen. »Ich bin froh, daß Sie mich gerufen haben, Monsieur Poirot«, sagte er.

»Hätten Sie es nicht getan, ich wäre selbst gekommen und hätte um eine Unterredung gebeten.«

»So?« meinte Poirot nur und wies auf einen der Stühle am Tisch.

Carelli setzte sich. Poirot selbst nahm den Lehnstuhl, und Hastings machte es sich auf dem Sofa bequem.

»Ja«, sagte der italienische Arzt. »Wie das Leben nämlich so spielt, habe ich in London dringende Geschäfte zu erledigen.«

»Fahren Sie bitte fort«, ermunterte ihn Poirot.

»Ja. Gestern abend habe ich die Situation natürlich voll eingesehen. Ein wertvolles Dokument war verschwunden, und ich war der einzige Fremde im Haus. Selbstverständlich war ich gern bereit, hierzubleiben, mich auch durchsuchen zu lassen – um letzteres habe ich sogar ausdrücklich gebeten. Als Mann von Ehre konnte ich gar nicht anders handeln.«

»Versteht sich«, pflichtete Poirot ihm bei. »Aber heute?«

»Heute sieht es anders aus«, antwortete Carelli. »Ich habe, wie gesagt, in London dringende Geschäfte zu erledigen.«

»Und Sie möchten sich gern verabschieden?«

»Ganz recht.«

»Mir leuchtet das vollkommen ein«, versicherte Poirot.

»Ihnen nicht auch, Hastings?«

Hastings antwortete zwar nicht, aber sein Gesicht verrät, daß ihm nichts dergleichen einleuchtete.

»Vielleicht«, sagte Carelli, »wäre ein Wort von Ihnen bei Mr. Amory angebracht, Monsieur Poirot. Ich möchte, wenn irgend möglich, Unannehmlichkeiten vermeiden.«

»Meine Dienste stehen Ihnen zur Verfügung, Monsieur

le docteur«, versicherte ihm Poirot. »Und nun können Sie mir vielleicht mit dem einen oder anderen Detail behilflich sein?«

»Nur zu gern«, erwiderte Carelli.

Poirot dachte kurz nach, bevor er seine erste Frage stellte: »Sind Sie schon lange mit Madame Richard Amory befreundet?«

»Sehr lange«, sagte Carelli. Er seufzte. »Es war eine ausgesprochen angenehme Überraschung, ihr hier in diesem gottverlassenen Flecken so völlig unerwartet über den Weg zu laufen.«

»Unerwartet, sagen Sie?«

»Ganz und gar unerwartet«, antwortete Carelli mit einem raschen Blick zu dem Detektiv.

»Ganz und gar unerwartet«, wiederholte dieser. »Man stelle sich das vor!«

Eine gewisse Spannung hatte sich in die Atmosphäre geschlichen. Carelli sah Poirot scharf an, sagte aber nichts.

»Sind Sie an den neuesten Entdeckungen der Wissenschaft interessiert?« fragte ihn Poirot.

»Gewiß doch. Ich bin Arzt.«

»Oh, das allein genügt aber wirklich nicht als Grund«, bemerkte Poirot. »Ein neuer Impfstoff, ein neuer Röntgenstrahl, ein neuer Erreger – das alles ja. Aber ein neuer Explosivstoff, der fällt doch nicht ganz in das Gebiet eines Doktors der Medizin?«

»Die Wissenschaft sollte uns alle interessieren«, versetzte Carelli. »Sie steht für den Triumph des Menschen über die Natur. Der Mensch entringt der Natur ihre Geheimnisse, trotz ihrer erbitterten Gegenwehr.«

Poirot nickte zustimmend. »Bewundernswert, wie Sie das ausdrücken. Fast poetisch! Aber wie mein Freund Hastings mir erst vorhin wieder in Erinnerung gerufen hat, bin ich nur ein Detektiv. Ich gehe prosaischer an die Dinge heran. Sir Clauds Entdeckung – sie war doch sicher sehr viel Geld wert, ja?«

»Kann sein«, antwortete Carelli wegwerfend. »Über diesen Aspekt habe ich mir bisher keine Gedanken gemacht.«

»Offenbar sind Sie ein Mann von hoher Gesinnung«, stellte Poirot fest, »und zweifellos auch ein Mann von Vermögen. Reisen ist zum Beispiel ein kostspieliges Vergnügen.«

»Man soll sich die Welt ansehen, in der man lebt«, meinte Carelli trocken.

»Wie wahr«, pflichtete Poirot ihm bei. »Und auch die Menschen, die darin leben. Sonderbare Menschen mitunter. Der Dieb zum Beispiel – welche eine sonderbare Mentalität muß er haben.«

»Sie sagen es«, bestätigte Carelli. »Höchst sonderbar.«

»Und der Erpresser«, fuhr Poirot fort.

»Wie meinen Sie das?« fragte Carelli scharf.

»Ich sagte nur, der Erpresser«, wiederholte Poirot. Es entstand eine verlegene Pause, bevor er weitersprach: »Aber wir schweifen vom Thema ab – Sir Claud Amorys Tod.«

»Sir Claud Amorys Tod? Wieso ist das unser Thema?«

»Ach ja, natürlich, das wissen Sie noch gar nicht«, besann sich Poirot. »Bedauerlicherweise ist Sir Claud nicht an der Folge eines Herzinfarkts gestorben. Er wurde vielmehr vergiftet.« Poirot beobachtete genau

die Reaktion des Italieners.

»Aha«, sagte dieser nur kopfnickend.

»Sie sind nicht überrascht?«

»Ehrlich gesagt, nein«, antwortete Carelli. »Ich habe so etwas schon gestern abend vermutet.«

»Dann sehen Sie also«, fuhr Poirot fort, »daß die Sache jetzt ernster geworden ist.« Sein Ton veränderte sich.

»Siewerden das Haus heute nicht verlassen können, Dr. Carelli.«

Carelli beugte sich zu Poirot vor. »Bringen Sie Sir Clauds Tod mit dem Diebstahl des Dokuments in Verbindung?«

»Gewiß«, antwortete Poirot. »Sie nicht?«

Carelli sprach schnell und mit Nachdruck. »Gibt es denn niemanden in diesem Haus, in dieser Familie, der sich Sir Clauds Tod gewünscht haben könnte, ganz unabhängig von dieser Formel? Was bedeutet sein Tod denn für die meisten hier? Ich will es Ihnen sagen: Freiheit, Monsieur Poirot. Freiheit und, wie Sie eben erwähnten, Geld. Dieser alte Herr war ein Tyrann und, soweit es nicht um seine geliebte Arbeit ging, ein Geizkragen obendrein.«

»Das alles haben Sie gestern abend erkannt, Monsieur *le docteur*?« fragte Poirot unschuldig.

»Und wenn?« gab Carelli zurück. »Ich habe Augen im Kopf. Ich bin nicht blind. Mindestens drei Personen in diesem Haus haben sich Sir Claud aus dem Weg gewünscht.« Er stand auf und blickte zu der Uhr auf dem Kaminsims. »Aber das ist jetzt nicht meine Sorge.«

Hastings beugte sich sehr interessiert vor, als Carelli fortfuhr: »Es ist mir höchst unangenehm, daß ich meine

Verabredung in London nicht einhalten kann.«

»Ich bin untrösdich, Monsieur *le docteur*«, beteuerte Poirot. »Aber was kann ich tun?«

»Also, wenn Sie mich jetzt nicht weiter brauchen...« sagte Carelli.

»Im Augenblick nicht.«

Dr. Carelli ging zur Tür, öffnete sie und drehte sich dann wieder um. »Eines möchte ich noch anmerken, Monsieur Poirot. Es gibt Frauen, die sollte man nicht zu weit treiben, sonst wird es gefährlich.«

Poirot verbeugte sich höflich. Carelli erwiderte die Verbeugung mit ironischem Lächeln und ging.

Nachdem Carelli fort war, starrte Hastings noch eine ganze Weile mit großen Augen zur Tür. »Sagen Sie, Poirot!« rief er schließlich. »Was hat er denn damit wohl gemeint?«

Poirot zuckte die Achseln. »Wahrscheinlich war es nur so dahingesagt«, meinte er.

»Aber Poirot!« beharrte Hastings. »Ich bin sicher, daß Carelli Ihnen etwas mitteilen wollte.«

»Klingeln Sie doch noch einmal, Hastings«, antwortete der kleine Detektiv nur. Hastings kam der Aufforderung zwar nach, konnte sich einer weiteren Frage aber nicht enthalten: »Was gedenken Sie jetzt zu tun?«

Poirots Antwort fiel so orakelhaft aus, wie man es sich von ihm nur wünschen konnte. »Abwarten, mein lieber Hastings. Geduld ist eine große Tugend.«

Treadwell kam wieder in die Bibliothek und erkundigte sich respektvoll wie immer: »Bitte, Sir?«

Poirot strahlte ihn an. »Ah, Treadwell. Würden Sie mich wohl bei Miss Caroline Amory empfehlen und sie fragen, ob sie die Güte hätte, mir ein paar Minuten zu opfern?«

»Sehr wohl, Sir.«

»Ich danke Ihnen, Treadwell.«

Der Butler ging, und Hastings rief: »Aber die Ärmste liegt im Bett! Sie werden doch nicht von ihr verlangen, aufzustehen, wenn sie sich nicht wohl fühlt.«

»Mein Freund Hastings weiß doch wieder einmal alles! Sie liegt also im Bett, ja?«

»Etwa nicht?«

Poirot klopfte ihm freundlich auf die Schulter. »Das möchte ich ja gerade feststellen.«

»Aber –« setzte Hastings ihm geduldig auseinander – »Wissen Sie denn nicht mehr? Richard Amory hat es uns doch gesagt.«

Der Detektiv blickte seinen Freund fest an. »Mein lieber Hastings«, sagte er, »hier ist ein Mensch getötet worden. Und was tut die Familie? Sie lügt, lügt an allen Ecken und Enden. Warum will Madame Amory, daß ich gehe? Warum will Monsieur Amory, daß ich gehe? Warum will er verhindern, daß ich mit seiner Tante spreche? Was könnte sie mir erzählen, das ich seiner Meinung nach nicht hören soll? Ich sage Ihnen, Hastings, hier spielt sich ein Drama ab! Wir haben es nicht mit einem normalen, gemeinen Verbrechen zu tun, sondern mit einem echten, ergreifenden menschlichen Drama!«

Er hätte sich über dieses Thema wohl noch weiter ausgebreitet, wäre in diesem Augenblick nicht Miss Amory eingetreten. »Monsieur Poirot«, sprach sie ihn gleich an, während sie die Tür schloß, »Treadwell sagt, Sie möchten mich sprechen?«

»O ja, Mademoiselle.« Poirot ging ihr entgegen. »Ich möchte Ihnen nur ein paar Fragen stellen. Wollen Sie nicht Platz nehmen?« Er geleitete sie zu einem der Stühle am Tisch, und sie setzte sich und sah ihn ängstlich an. »Aber ich habe gehört, Sie wären im Bett, krank?« fuhr Poirot fort, während er sich ihr mit besorgter Miene gegenüber setzte.

»Es war natürlich ein schlimmer Schock«, seufzte Caroline Amory. »Ganz schlimm. Aber wie ich immer

sage, irgendwer muß die Übersicht behalten. Das Personal ist völlig kopflos. Aber Sie wissen ja, wie Dienstboten so sind«, fuhr sie jetzt etwas lebhafter fort. »Begräbnisse sind ihre größte Freude. Ich glaube, ein Tod ist ihnen lieber als eine Hochzeit. Und nun der liebe Dr. Graham! Er ist so gütig – ein wahrer Trost. So ein guter Arzt, und natürlich hat er auch Barbara so gern. Ich finde es schade, daß Richard anscheinend nicht so viel von ihm hält, aber – was wollte ich sagen? Ach ja, Dr. Graham. So jung noch, und letztes Jahr hat er mich vollkommen von meiner Nervenentzündung kuriert. Nicht daß ich oft krank wäre. Aber wissen Sie, die nachwachsende Generation ist ja wohl alles andere als robust. Gestern abend erst die arme Lucia, mußte sogar vom Essen weggehen, weil ihr nicht gut war. Das arme Kind ist ja das reinste Nervenbündel, aber was erwartet man schon bei dem italienischen Blut in ihren Adern? Ich weiß noch, als ihr Diamantcollier gestohlen wurde, war es genauso mit ihr –«

Miss Amory machte eine Atempause. Während ihrer Rede hatte Poirot sein Zigarettenetui gezückt und sich eine Zigarette anzünden wollen, aber jetzt nutzte er die Pause zu der Zwischenfrage: »Madame Amory wurde ein Diamantcollier gestohlen? Wann war das, Mademoiselle?«

Miss Amory setzte eine nachdenkliche Miene auf. »Mal überlegen, das muß – ja, vor zwei Monaten war es – etwa um dieselbe Zeit, als Richard so einen Streit mit seinem Vater hatte.«

Poirot betrachtete die Zigarette zwischen seinen Fingern. »Sie gestatten, daß ich rauche, Mademoiselle?«

fragte er, und als ein gnädiges Nicken es ihm erlaubte, nahm er eine Streichholzschachtel aus der Tasche, zündete die Zigarette an und sah dann wieder ermunternd zu Miss Amory, die jedoch keine Anstalten machte weiterzureden. »Ich glaube«, half er nach, »Sie wollten gerade erzählen, daß Monsieur Amory sich mit seinem Vater gestritten hat.«

»Ach ja. Es ging nur um Richards Schulden. Natürlich haben alle jungen Männer Schulden! Claud selbst war allerdings nie so einer. Er war immer so fleißig, schon als junger Bursche. Später, da haben natürlich seine Experimente viel Geld aufgezehrt. Ich habe ihm immer gesagt, daß er Richard finanziell zu kurz hält. Aber – ja – vor ungefähr zwei Monaten, da hatten sie mal einen ganz gehörigen Krach, und dann die Sache mit Lucias verschwundenem Diamantcollier und ihrer Weigerung, die Polizei zu rufen. Eine Menge Aufregung, damals. So aberwitzig auch, das Ganze! Nerven, sage ich, nichts als Nerven!«

»Stört der Rauch Sie wirklich nicht, Mademoiselle?« fragte Poirot, indem er seine Zigarette in die Höhe hielt.

»O nein, überhaupt nicht«, versicherte ihm Miss Amory. »Ich finde, Rauchen gehört zu einem Herrn.«

Poirot merkte erst jetzt, daß seine Zigarette gar nicht richtig brannte, und griff erneut nach der Streichholzschachtel. »Aber es ist doch recht ungewöhnlich für eine schöne junge Frau, den Verlust ihres Geschmeides so gelassen hinzunehmen, nicht?« meinte er, während er die Zigarette noch einmal anzündete und die beiden abgebrannten Streichhölzer sorgsam in die Schachtel legte, die er dann wieder in die Tasche steckte.

»Ja, merkwürdig ist das. So würde ich es nennen«, pflichtete Miss Amory ihm bei. »Ausgesprochen merkwürdig. Aber bitte, es hat ihr anscheinend gar nichts ausgemacht. Oje, und jetzt rede und rede ich hier über Dinge, die Sie unmöglich interessieren können, Monsieur Poirot.«

»Oh, was Sie mir da erzählen, Mademoiselle, interessiert mich ungemein«, beteuerte Poirot. »Aber sagen Sie, als Madame Amory gestern abend vom Tisch aufstand, weil sie sich nicht wohl fühlte – ist sie da nach oben gegangen?«

»Nein«, antwortete Miss Amory. »Hierher ist sie gekommen. Ich habe dafür gesorgt, daß sie sich aufs Sofa setzt, dann bin ich wieder ins Speisezimmer gegangen und habe sie hier in Richards Obhut gelassen. Jungvermählte, Sie verstehen schon, Monsieur Poirot. Dabei sind die jungen Männer von heute ja längst nicht mehr so romantisch wie zu meiner Zeit! Oje, wenn ich an einen gewissen Aloysius Jones denke! Wir haben immer Krocket zusammen gespielt. Der dumme Junge – dummer, dummer Junge! Da, sehen Sie, nun schweife ich schon wieder ab. Wir waren doch bei Richard und Lucia. Finden Sie nicht, daß sie ein schönes Paar abgeben, Monsieur Poirot? Er hat sie in Italien kennengelernt – an den italienischen Seen, genauer gesagt – das war vorigen November. Liebe auf den ersten Blick. Keine Woche später haben sie geheiratet. Sie war eine Waise, stand ganz allein auf der Welt. Sehr traurig, obwohl ich manchmal denke, ob es nicht doch eher ein Segen ist. Stellen Sie sich vor, sie hätte so eine riesige ausländische Verwandtschaft – das könnte ein bißchen

anstrengend werden, meinen Sie nicht? Man weiß doch, wie diese Ausländer sind. Sie – oh!« Sie unterbrach sich plötzlich und sah Poirot in höchster Verlegenheit an. »Oh, ich bitte vielmals um Verzeihung!«

»Keine Ursache, keine Ursache«, murmelte Poirot mit einem amüsierten Blick zu Hastings.

»Wie gedankenlos von mir!« entschuldigte Miss Amory sich noch einmal aufgeregt. »Ich wollte natürlich nicht – aber bei Ihnen ist das ja auch etwas völlig anderes. *Les braves Belges*, haben wir im Krieg immer gesagt.«

»Nehmen Sie es sich nicht zu Herzen«, beruhigte Poirot sie. Nach einer kurzen Pause fragte er dann, als hätte sie ihn mit dem Wort »Krieg« darauf gebracht: »Ich glaube – das heißt, wenn ich es richtig verstanden habe, ist dieser Arzneikasten da oben auf dem Bücherschrank ein Überbleibsel aus dem Krieg. Gestern abend haben Sie ihn sich alle angesehen, richtig?«

»Ja, das stimmt.«

»Wie kam es dazu?« erkundigte sich Poirot.

Miss Amory dachte kurz nach. »Hm, wie es dazu kam?« begann sie schließlich. »Ach ja, jetzt erinnere ich mich. Ich hatte gesagt, ein bißchen Hirschhornsalz im Haus wäre jetzt gut, und da hat Barbara den Kasten heruntergeholt, um darin nachzusehen. Darüber kamen die Herren herein, und Dr. Carelli hat Sachen gesagt, die mich zu Tode geängstigt haben.«

Hastings begann sich für die Wende, die dieses Gespräch nahm, sehr zu interessieren. Poirot ermunterte Miss Amory weiterzureden. »Sie meinen, Dr. Carelli hat etwas über die Medikamente gesagt? Daraus

schließe ich, daß er sich alle sehr genau angesehen hat?«

»Ja«, bestätigte Miss Amory, »und dann hat er so ein Glasröhrchen hochgehalten, etwas mit einem völlig harmlosen Namen darauf – Bromid, glaube ich, das habe ich schon oft gegen Seekrankheit genommen – und gesagt, es würde zwölf kräftige Männer umbringen.«

»Hyoscin-Hydrobromid?« fragte Poirot.

»Wie bitte?«

»Hat Dr. Carelli von Hyoscin-Hydrobromid gesprochen?«

»Ja, genau das war es«, rief Miss Amory. »Was sind Sie doch klug! Und dann hat Lucia es ihm aus der Hand genommen und etwas von dem, was er gesagt hatte, wiederholt – von einem traumlosen Schlaf. Ich habe ja nichts übrig für diese moderne neurotische Lyrik. Ich sage immer, seit dem Tod des guten Lord Tennyson hat niemand mehr ein Gedicht von irgendwelcher –«

»Oje«, flüsterte Poirot.

»Was sagten Sie?«

»Nichts, ich mußte nur an den guten Lord Tennyson denken. Bitte, erzählen Sie weiter. Was war dann?«

»Dann?«

»Sie wollten uns doch von gestern abend erzählen. Hier in diesem Zimmer ...«

»Ach ja. Also, Barbara wollte so einen schrecklich gewöhnlichen Schlager auflegen – eine Schallplatte, meine ich. Zum Glück konnte ich sie davon abhalten.«

»Aha«, sagte Poirot. »Und dieses Röhrchen, das der Doktor in die Höhe hielt – war es voll?«

»Aber ja«, antwortete Miss Amory ohne Zögern. »Denn als der Doktor das von dem traumlosen Schlaf sagte, hat er gemeint, die Hälfte der Tabletten darin würde genügen.«

Miss Amory stand auf und entfernte sich vom Tisch. »Wissen Sie, Monsieur Poirot«, fuhr sie fort, als dieser ebenfalls aufstand und ihr nachging, »ich habe von Anfang an gesagt, daß der Mann mir nicht gefällt. Dieser Dr. Carelli. Er hat so etwas an sich – etwas Unsolides – und diese ölige Art. Natürlich konnte ich das nicht vor Lucia sagen, wo er doch angeblich ein Freund von ihr ist, aber ich mochte ihn gleich nicht. Sehen Sie, Lucia ist doch so vertrauensselig! Ich bin überzeugt, daß der Mann sich nur in ihr Vertrauen geschlichen hat, um in dieses Haus zu kommen und die Formel stehlen zu können.«

Poirot musterte Miss Amory leicht belustigt, dann fragte er: »Sie zweifeln also nicht daran, daß Dr. Carelli derjenige war, der die Formel gestohlen hat?«

Miss Amory bedachte den Detektiv mit einem erstaunten Blick. »Aber lieber Monsieur Poirot!« rief sie. »Wer denn sonst? Er war der einzige Fremde hier. Natürlich hätte mein Bruder nie einen Gast bezichtigt, darum hat er ihm die Gelegenheit gegeben, das Dokument zurückzuerstatten. Ich fand das sehr feinfühlig von ihm. Wirklich sehr feinfühlig.«

»Ganz recht«, stimmte Poirot ihr taktvoll zu und legte Miss Amory, sehr zum erkennbaren Mißfallen dieser Dame, freundschaftlich den Arm um die Schultern. »Und nun, Mademoiselle, möchte ich ein kleines Experiment machen, bei dem ich Sie um Ihre Mitwirkung

bitte.« Er zog seinen Arm wieder zurück. »Wo saßen Sie gestern abend, als das Licht ausging?«

»Da!« sagte Miss Amory und zeigte auf das Sofa.

»Wären Sie dann so freundlich, sich jetzt noch einmal dorthin zu setzen?«

Miss Amory ging zum Sofa und setzte sich. »So, Mademoiselle«, sagte Poirot, »und nun bitte ich Sie, Ihre Phantasie gehörig anzustrengen. Und schließen Sie die Augen.«

Miss Amory tat es. »Recht so«, fuhr Poirot fort. »Und nun stellen Sie sich bitte vor, es ist gestern abend. Es ist dunkel. Sie sehen nichts. Aber hören können Sie. Versetzen Sie sich zurück.«

Miss Amory mußte ihn mißverstanden haben, denn sie warf sich ganz nach hinten gegen die Rückenlehne des Sofas. »Nein, nein, so nicht«, sagte Poirot. »Ich meine, versetzen Sie sich gedanklich in den gestrigen Abend zurück. Was hören Sie? Ja, richtig, bilden Sie sich ganz fest ein, es wäre gestern abend. Und nun sagen Sie mir bitte, was Sie im Dunkeln hören.«

Beeindruckt vom spürbaren Ernst des Detektivs, bemühte sich Miss Amory, seiner Bitte zu entsprechen. Sie schwieg, dachte nach und begann dann langsam und abgehackt aufzuzählen: »Luftschnappen«, sagte sie. »Von allen Seiten – ein Stuhl kippt um – dann so ein Klimpern, irgendwie metallisch -«

»Klang es ungefähr so?« fragte Poirot. Er nahm einen Schlüssel aus der Tasche und ließ ihn zu Boden fallen. Es war nichts zu hören, und nach einigen Sekunden Warten sagte Miss Amory das auch. »Nun, dann vielleicht so?« Poirot hob den Schlüssel wieder auf und

warf ihn diesmal mit Schwung auf den Couchtisch.

»Ja, das war es, genau das habe ich gestern abend auch gehört!« rief Miss Amory. »Sonderbar!«

»Bitte weiter, Mademoiselle«, forderte Poirot sie auf.

»Hm, ja, und dann hat Lucia nach Sir Claud gerufen. Dann ein Klopfen an der Tür.«

»War das alles? Sind Sie sicher?«

»Ja, ich glaube – halt, nein! Gleich zu Anfang war noch so ein merkwürdiges Geräusch zu hören, wie zerreißen-
de Seide. Ein Kleid, denke ich.«

»Was glauben Sie, wessen Kleid?« fragte Poirot.

»Ich nehme an, es war Lucias. Barbaras kann es nicht gewesen sein, denn sie saß hier neben mir.«

»Das ist eigenartig«, meinte Poirot nachdenklich.

»Es war aber wirklich alles«, erklärte Miss Amory abschließend. »Darf ich jetzt die Augen wieder öffnen?«

»O ja, gewiß, Mademoiselle.« Und als sie die Augen aufhatte, fragte er: »Wer hat Sir Claud den Kaffee eingeschenkt? Waren Sie das?«

»Nein«, antwortete Miss Amory. »Lucia hat für alle den Kaffee eingeschenkt.«

»Wann war das genau?«

»Das muß gewesen sein – kurz nachdem wir über diese fürchterlichen Medikamente gesprochen hatten.«

»Hat Mrs. Amory den Kaffee dann auch zu Sir Claud gebracht?«

Caroline Amory mußte nachdenken. »Nein«, sagte sie schließlich.

»Nein?« fragte Poirot. »Wer denn?«

»Ich weiß nicht – ich bin mir nicht sicher – lassen Sie mich überlegen. Ach ja, jetzt fällt es mir wieder ein! Sir

Clauds Tasse stand auf dem Tisch neben der von Lucia. Daran erinnere ich mich, weil Mr. Raynor den Kaffee zu Sir Claud ins Arbeitszimmer bringen wollte und Lucia ihn zurückrief und sagte, er habe die falsche Tasse – was nun wirklich albern war, denn sie waren beide genau gleich – schwarz und ohne Zucker.«

»Das heißt also«, bemerkte Poirot, »daß Monsieur Raynor den Kaffee zu Sir Claud gebracht hat?«

»Ja – oder zumindest – nein, richtig! Richard hat ihm die Tasse abgenommen, weil Barbara mit Mr. Raynor tanzen wollte.«

»Oh! Dann hat also Mr. Amory seinem Vater den Kaffee gebracht?«

»Ja, stimmt«, bestätigte Miss Amory.

»Ah!« rief Poirot. »Nun sagen Sie mir, was hat Monsieur Amory unmittelbar davor getan? Getanzt?«

»O nein«, antwortete Miss Amory. »Er hat diese Medikamente weggeräumt. Sie alle wieder ordentlich in den Kasten getan.«

»Verstehe, verstehe. Und hat Sir Claud seinen Kaffee dann im Arbeitszimmer getrunken?«

»Zuerst schon, denke ich«, sagte Miss Amory bedächtig. »Aber dann ist er mit der Tasse hier hereingekommen. Ich weiß noch, daß er sich über den Geschmack beschwert hat. Bitter, meinte er. Dabei kann ich Ihnen versichern, Monsieur Poirot, es war allerbesten Kaffee. Eine Spezialmischung, die habe ich selbst bei den Army-and-Navy-Stores in London bestellt. Das ist ein wunderbarer Laden in der Victoria Street. Sehr praktisch gelegen, nicht weit vom Bahnhof. Und ich –«

Sie verstummte, als die Tür aufging und Edward

Raynor eintrat. »Störe ich?« fragte der Sekretär. »Verzeihen Sie bitte. Ich wollte nur gern mit Monsieur Poirot sprechen, aber ich kann ja später wiederkommen.«

»Nein, nein«, rief Poirot. »Ich habe die arme Miss Amory jetzt schon lange genug gefoltert!«

Miss Amory stand auf. »Ich fürchte, ich habe Ihnen nichts Nützliches sagen können«, entschuldigte sie sich auf dem Weg zur Tür.

Poirot erhob sich, um sie hinauszubegleiten. »Sie haben mir sogar sehr vieles von Nutzen gesagt, Mademoiselle. Vielleicht mehr, als Sie selbst wissen«, versicherte er ihr, während er ihr die Tür aufhielt.

Als Miss Amory gegangen war, wandte Poirot sich Edward Raynor zu. »Nun, Monsieur Raynor«, begann er, nachdem er den Sekretär zum Platznehmen aufgefordert hatte, »dann wollen wir hören, was Sie uns zu sagen haben.«

Raynor setzte sich und sah Poirot ernst an. »Mr. Amory hat mir eben das Neueste über Sir Claud berichtet. Ich meine die Todesursache. Das ist ja ungeheuerlich, Monsieur.«

»Hat es Sie überrascht?« fragte Poirot.

»Aber ja! An so etwas hätte ich nie gedacht.«

Poirot ging zu ihm und gab ihm den gefundenen Schlüssel, wobei er den Sekretär genau beobachtete.

»Haben Sie diesen Schlüssel schon einmal gesehen, Monsieur Raynor?« fragte er.

Raynor nahm den Schlüssel und drehte ihn mit nachdenklicher Miene hin und her. »Sieht so ähnlich aus wie der Schlüssel zu Sir Clauds Safe«, sagte er. »Aber wie ich von Mr. Amory weiß, befand sich Sir Clauds Schlüssel an seinem Schlüsselbund.« Er gab Poirot das vermeintliche Beweisstück zurück.

»Stimmt, dies hier ist ein Schlüssel zu dem Safe in Sir Clauds Arbeitszimmer, aber ein Nachschlüssel«, klärte Poirot ihn auf, bevor er langsam und vielsagend hinzufügte: »Dieser Nachschlüssel lag auf dem Boden, und zwar neben dem Stuhl, auf dem Sie gestern abend gesessen haben.«

Raynor sah dem Detektiv ruhig in die Augen. »Wenn Sie annehmen, ich hätte ihn dort fallen gelassen, sind

Sie im Irrtum«, sagte er.

Poirot blickte ihn forschend an, dann nickte er zufrieden. »Ich glaube Ihnen«, sagte er. Mit ein paar schnellen Schritten ging er zum Sofa, setzte sich und rieb die Hände aneinander. »Nun zu Ihrer Arbeit, Monsieur Raynor. Sie waren Sir Clauds Privatsekretär, wenn ich es richtig sehe?«

»Ja.«

»Dann wußten Sie über seine Arbeit gut Bescheid?«

»Ja. Ich habe selbst eine naturwissenschaftliche Vorbildung und konnte ihm gelegentlich bei seinen Experimenten helfen.«

»Ist Ihnen irgend etwas bekannt«, fragte Poirot, »was Licht in diese unselige Angelegenheit bringen könnte?«

»Nur das.« Raynor stand auf, zog einen Brief aus der Tasche und reichte ihn Poirot. »Zu meinen Aufgaben gehörte es, Sir Clauds gesamte Post zu öffnen und zu sortieren. Das hier kam vor zwei Tagen.«

Poirot nahm den Brief und las laut: »»Sie nähren eine Viper an Ihrem Busen.« *Busen?*« meinte er mit einem fragenden Blick zu Hastings, bevor er weiterlas: »»Nehmen Sie sich vor Selma Goetz und ihrer Brut in acht. Ihr Geheimnis ist bekannt. Hüten Sie sich.« Unterschrift: ›Späher‹. Hm, wie theatralisch! Hastings, daran dürften Sie Ihre Freude haben.« Er gab den Brief an seinen Freund weiter.

»Nun möchte ich nur eines wissen«, sagte Edward Raynor. »Wer ist Selma Goetz?«

»Ich glaube, Ihre Neugier kann befriedigt werden, Monsieur«, antwortete Poirot, indem er sich zurücklehnte und die Fingerspitzen aneinanderlegte. »Selma

Goetz war die erfolgreichste internationale Spionin, die man je gekannt hat. Außerdem war sie eine sehr schöne Frau. Sie hat für Italien, Frankreich, Deutschland und schließlich, soviel ich weiß, auch für Rußland gearbeitet. O ja, sie war eine bemerkenswerte Frau, diese Selma Goetz.«

»War?« fragte Raynor, indem er bestürzt einen Schritt zurücktrat.

»Sie ist tot«, sagte Poirot. »Im November letzten Jahres in Genua gestorben.« Er ließ sich den Brief von Hastings, der ihn mit verwundertem Kopfschütteln gelesen hatte, zurückgeben.

»Dann ist das also nur ein dummer Scherz?« rief Raynor.

»Das ist die Frage«, meinte Poirot bedächtig. »Selma Goetz und ihre Brut«, heißt es hier. Selma Goetz hat eine Tochter hinterlassen, Monsieur Raynor, ein sehr schönes junges Mädchen. Seit dem Tod ihrer Mutter ist sie vollkommen von der Bildfläche verschwunden.« Er steckte den Brief ein.

»Wäre es denn möglich –?« begann Raynor, hielt aber inne.

»Ja, bitte?« versuchte Poirot ihn zu ermuntern. »Sie wollten etwas sagen, Monsieur?«

Raynor kam wieder einen Schritt näher und sagte erregt: »Mrs. Amorys italienische Zofe. Die hat sie aus Italien mitgebracht, ein sehr hübsches Mädchen. Vittoria Muzio heißt sie. Könnte sie vielleicht die Tochter von Selma Goetz sein?«

»Oh, das wäre eine Idee.« Poirot schien beeindruckt.

»Ich schicke sie gleich mal zu Ihnen«, sagte Raynor

und wollte sich schon zum Gehen wenden.

Poirot erhob sich. »Nein, halt, Moment noch. Wir sollten sie vor allem nicht mißtrauisch machen. Lassen Sie mich zuvor mit Madame Amory sprechen. Sie wird mir über dieses Mädchen sicher etwas sagen können.«

»Da haben Sie vielleicht recht«, stimmte Raynor ihm zu. »Ich gebe Mrs. Amory gleich Bescheid.«

Der Sekretär verließ die Bibliothek mit einer Miene finsterer Entschlossenheit, und kaum war er draußen, kam Hastings aufgeregt zu Poirot. »Das ist es, Poirot! Carelli und diese italienische Zofe stecken unter einer Decke, sie arbeiten zusammen für eine fremde Macht. Meinen Sie nicht auch?«

Poirot war so tief in Gedanken, daß er seinem Kollegen keine Beachtung schenkte.

»Poirot! Meinen Sie das nicht auch? Ich sagte, Carelli und diese Zofe stecken bestimmt unter einer Decke.«

»Ja, ja, mein Freund, genau das habe ich von Ihnen erwartet.«

Hastings machte ein gekränktes Gesicht. »Also bitte, welche Lösung haben Sie denn anzubieten?« fragte er beleidigt.

»Es wären noch etliche Fragen zu beantworten, mein lieber Hastings. Warum wurde vor zwei Monaten Madame Amorys Diamantcollier gestohlen? Warum wollte sie nicht, daß jemand die Polizei einschaltet? Warum –?«

Er unterbrach sich, als Lucia Amory, ihre Handtasche unterm Arm, das Zimmer betrat. »Ich höre, Sie wollen mich sprechen, Monsieur Poirot?« fragte sie.

»Ja, Madame. Ich möchte Ihnen gern ein paar Fragen

stellen.« Er deutete auf einen der Stühle am Tisch.
»Wollen Sie nicht Platz nehmen?«

Während Lucia hinging und sich setzte, wandte Poirot sich an Hastings. »Der Garten draußen ist sehr schön, mein Freund«, sagte er, und dabei nahm er Hastings am Arm, um ihn mit sanfter Gewalt zur Terrassentür zu führen. Hastings schien wenig geneigt, von der Szene abzutreten, aber Poirot ließ nicht locker. »Doch, mein Freund. Genießen Sie die Schönheit der Natur. Man sollte sich nie eine Gelegenheit entgehen lassen, die Schönheit der Natur zu bewundern.«

Nicht freiwillig, aber ergeben ließ Hastings sich zur Tür hinausschieben, und da der Tag so schön warm und sonnig war, beschloß er, das Beste daraus zu machen und den Garten der Familie Amory zu erkunden. Er schlenderte über den Rasen zu der Hecke hinüber, hinter der ein sehr einladender Ziergarten seiner harnte.

Während er an dieser Hecke entlangspazierte, vernahm er auf einmal Stimmen, zwei Stimmen, die er beim Näherkommen als die von Barbara Amory und Dr. Graham erkannte. Die beiden schienen im trauten Tete-à-tete auf einer Bank hinter der Hecke zu sitzen, und in der Hoffnung, etwas über Sir Amorys Tod oder das Verschwinden der Formel in Erfahrung zu bringen, was für Poirot nützlich sein könnte, blieb Hastings stehen und lauschte.

»... völlig klar, daß er meint, seine schöne junge Kusine könnte etwas Besseres finden als einen kleinen Landarzt. Deshalb auch seine mangelnde Begeisterung darüber, daß wir uns treffen«, sagte Kenneth Graham gerade.

»Ach ja, ich weiß, Richard ist manchmal richtig rückständig und führt sich auf, als wäre er doppelt so alt«, antwortete Barbara. »Aber du solltest dich davon nicht beeindrucken lassen, Kenny. Mir ist er jedenfalls gleichgültig.«

»Klar, das tue ich ja auch nicht«, sagte Dr. Graham. »Aber sieh mal, Barbara, eigentlich wollte ich mich hier mit dir treffen, um unter vier Augen mit dir zu reden, ohne daß einer von der Familie es sieht oder hört. Ich muß dir vor allem sagen: Es besteht nicht der geringste Zweifel daran, daß dein Onkel gestern abend vergiftet wurde.«

»So?« meinte Barbara gelangweilt.

»Überrascht scheinst du nicht gerade zu sein.«

»Ach Gott, es mag mich vielleicht überraschen. Schließlich wird einem nicht alle Tage die Verwandtschaft vergiftet. Aber ich muß zugeben, daß sein Tod mir nicht allzu nahegeht. Ich glaube, ich bin sogar froh darüber.«

»Barbara!«

»Jetzt tu doch bitte nicht deswegen überrascht, Kenny. Du hast mich schon unzählige Male über diesen fiesen alten Du-weißt-schon herziehen hören. Er hatte für uns alle nie viel übrig, immer nur für seine doofen Experimente. Richard hat er richtig schlecht behandelt, und Lucia hat er auch nicht gerade mit offenen Armen empfangen, als Richard sie als seine Braut aus Italien mitbrachte. Dabei ist Lucia so lieb und für Richard genau die Richtige.«

»Barbara, Liebling, ich muß dich aber etwas fragen. Und ich verspreche dir, daß alles, was du mir sagst,

unter uns bleibt. Notfalls werde ich mich auch schützend vor dich stellen. Aber sag mir, weißt du etwas – irgendetwas – über den Tod deines Onkels? Hast du zum Beispiel Grund zu der Vermutung, daß Richard – vielleicht aus Verzweiflung über seine finanzielle Situation – daran gedacht haben könnte, seinen Vater umzubringen, um schon jetzt zu bekommen, was er später ohnehin geerbt hätte?«

»Ich möchte dieses Gespräch nicht fortsetzen, Kenny. Ich dachte, du wolltest dich hier mit mir treffen, um mir kleine Nettigkeiten ins Ohr zu flüstern, nicht um meinen Vetter des Mordes zu bezichtigen.«

»Liebling, ich bezichtige Richard doch gar nicht. Aber du mußt zugeben, daß etwas faul ist. Richard will nicht, daß die Polizei den Tod seines Vaters untersucht. Man sollte fast meinen, er fürchtet sich vor dem, was dabei herauskommen könnte. Natürlich kann er gar nichts dagegen tun, daß die Polizei sich einschaltet, aber er hat keinen Zweifel daran gelassen, wie wütend er auf mich ist, weil ich eine amtliche Untersuchung in die Wege geleitet habe. Dabei habe ich doch nur meine Pflicht als Arzt getan. Wie hätte ich denn einen Totenschein ausstellen können, auf dem steht, daß Sir Claud an einem Herzschlag gestorben ist? Mein Gott, sein Herz war kerngesund, als ich ihn vor zwei Wochen das letzte Mal untersucht habe.«

»Ich will davon jetzt nichts mehr hören, Kenny. Ich gehe wieder ins Haus. Du findest doch allein den Weg durch den Garten, ja? Wir sehen uns mal wieder.«

»Barbara, ich will doch nur –« Aber sie war schon fort, und Dr. Graham seufzte so tief, daß es schon fast wie

ein Stöhnen klang. Hastings hielt es in diesem Augenblick für ratsam, sich schnell wieder ins Haus zu verziehen, bevor er von einem der beiden entdeckt wurde.

Erst nachdem er den widerstrebenden Hastings nach draußen bugsiert und gewissenhaft die Terrassentür geschlossen hatte, wandte Hercule Poirot seine Aufmerksamkeit wieder Lucia Amory zu.

Lucia sah ihn ängslich an. »Sie wollen mich nach meiner Zofe befragen, wenn ich richtig verstanden habe, Monsieur Poirot?« fragte sie. »So hat Mr. Raynor es mir jedenfalls ausgerichtet. Aber sie ist ein gutes Mädchen. Sie hat bestimmt nichts zu verbergen.«

»Madame«, erwiderte Poirot, »ich möchte keineswegs mit Ihnen über Ihre Zofe sprechen.«

»Aber –« stammelte Lucia betroffen – »Mr. Raynor hat gesagt –«

Poirot unterbrach sie: »Ja, ich habe Mr. Raynor aus bestimmten Gründen in diesem Glauben gelassen.«

»Also, worum geht es?« fragte Lucia, jetzt erkennbar auf der Hut.

»Madame«, sagte Poirot, »Sie haben mir gestern ein sehr schönes Kompliment gemacht. Sie sagten, Sie hätten mir auf den ersten Blick vertraut.«

»Und?«

»Ich bitte Sie, mir jetzt zu vertrauen, Madame.«

»Was meinen Sie damit?«

Poirot blickte sie ernst an. »Sie sind jung, Madame. Sie sind schön, Sie werden verehrt und geliebt – alles, was eine Frau sich nur wünschen kann. Aber eines fehlt Ihnen – ein Beichtvater. Gestatten Sie Papa Poirot, sich für diese Rolle zu empfehlen.«

Lucia wollte etwas sagen, aber Poirot kam ihr zuvor.

»Denken Sie jetzt bitte gut nach, bevor Sie ablehnen, Madame. Ich bin auf Ihren Wunsch hiergeblieben. Hiergeblieben, um Ihnen zu Diensten zu sein. Ich möchte Ihnen immer noch zu Diensten sein.«

Plötzlich ging mit Lucia das Temperament durch. »Sie können mir am besten zu Diensten sein, Monsieur, wenn Sie jetzt gehen«, versetzte sie.

»Madame«, fuhr Poirot unbeirrt fort, »wissen Sie schon, daß die Polizei eingeschaltet wurde?«

»Die Polizei?«

»Ja.«

»Aber von wem? Und warum?«

»Dr. Graham und seine Kollegen haben festgestellt, daß Sir Claud Amory vergiftet wurde«, sagte Poirot.

»O nein, nein, nicht das!« rief Lucia, und es klang mehr nach Angst als nach Überraschung.

»Doch, Madame. Sie sehen also, daß Ihnen wenig Zeit zum Überlegen bleibt, wie Sie sich nun am klügsten verhalten. Zur Zeit stehen meine Dienste noch Ihnen zur Verfügung. Später werde ich sie vielleicht der Gerechtigkeit zur Verfügung stellen müssen.«

Lucia sah ihm forschend ins Gesicht, als versuchte sie zu entscheiden, ob sie sich ihm anvertrauen konnte.

»Was – wollen Sie von mir?« fragte sie schließlich.

Poirot setzte sich ihr gegenüber. »Was ich will?« meinte er nachdenklich. Dann sah er Lucia wieder an und fragte freundlich: »Warum sagen Sie mir nicht einfach die Wahrheit, Madame?«

Lucia schwieg. Dann streckte sie ihm flehend die Hände entgegen und begann: »Ich – ich –« Aber wieder verstummte sie unentschlossen, dann verhärtete sich ihr

Gesichtsausdruck. »Monsieur Poirot«, sagte sie, »ich verstehe wirklich nicht, was Sie von mir wollen.«

Poirot sah sie lange an. »Hm! Dann muß es wohl so sein. Schade, sehr schade.«

Lucia hatte sich inzwischen wieder gefaßt und erklärte kühl: »Wenn Sie mir sagen, was Sie von mir wollen, beantworte ich Ihnen jede Frage, die Sie stellen.«

»Ach so!« rief der kleine Detektiv. »Sie wollen sich mit der Intelligenz eines Hercule Poirot messen? Bitte sehr. Aber seien Sie versichert, Madame, daß wir so oder so hinter die Wahrheit kommen.« Er klopfte auf den Tisch. »Nur auf weniger angenehme Weise.«

»Ich habe nichts zu verbergen«, versetzte Lucia trotzig. Poirot zog den Brief aus der Tasche, den Edward Raynor ihm gegeben hatte, und reichte ihn ihr. »Vor ein paar Tagen«, sagte er, »hat Sir Claud diesen anonymen Brief erhalten.«

Lucia überflog das Schreiben scheinbar ungerührt. »Ja, und was ist damit?« fragte sie, als sie ihn Poirot zurückgab.

»Haben Sie diesen Namen, Selma Goetz, schon einmal gehört?«

»Nie. Wer ist das?« fragte Lucia zurück.

»Sie ist tot – vorigen November gestorben – in Genua«, antwortete Poirot.

»Und?«

»Vielleicht sind Sie ihr ja dort einmal begegnet«, meinte Poirot, während er den Brief wieder einsteckte.

»Ich bin sogar davon überzeugt.«

»Ich war in meinem ganzen Leben noch nie in Genua«, behauptete Lucia mit Nachdruck.

»So. Wenn nun aber jemand käme, der sagt, er habe Sie dort gesehen?«

»Dieser Jemand – wäre im Irrtum.«

Poirot ließ nicht locker. »Aber soviel ich weiß, Madame, haben Sie und Ihr Gatte sich doch in Genua kennengelernt.«

»Hat Richard das gesagt? Wie dumm von ihm! Wir haben uns in Mailand kennengelernt.«

»Dann ist diese Frau, mit der Sie in Genua waren –«

»Ich war noch nie in Genua!« unterbrach sie ihn zornig.

»Oh, Verzeihung«, sagte Poirot. »Stimmt, das haben Sie ja eben erst gesagt. Es ist trotzdem merkwürdig.«

»Was ist merkwürdig?«

Poirot schloß die Augen und lehnte sich zurück. »Ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, Madame«, begann er selbstgefällig, indem er ein Notizbuch zückte. »Ich habe einen Freund, der bestimmte Londoner Zeitungen mit Fotos beliefert. Es sind – wie sagt man hier? – Schnappschüsse, Schnappschüsse von Gräfinnen und anderen vornehmen Damen, die sich am Lido sonnen. Und Ähnliches.« Poirot blätterte in dem Notizbuch, ehe er fortfuhr: »Nun, und dieser Freund war letzten November gerade in Genua, als er auf der Straße eine sehr berühmte Dame erkannte. Baronne de Giers nannte sie sich da, und sie war *la chère amie* eines sehr hohen französischen Diplomaten. Die Welt redete, aber das störte die Dame nicht, denn der Diplomat, er redete auch, und darauf kam es ihr an. Seine Verliebtheit war eben größer als seine Verschwiegenheit, wenn Sie verstehen ...« Poirot unterbrach seine Erzählung. »Ich langweile Sie doch hof-

fentlich nicht, Madame?» fragte er mit Unschuldsmiene.

»Keineswegs. Ich sehe nur die Pointe der Geschichte nicht.«

Poirot blätterte wieder in seinem Notizbuch und fuhr dann fort. »Ich komme gleich zur Pointe, Madame, das versichere ich Ihnen. Mein Freund, er hat mir nämlich eines der Bilder gezeigt, die er bei dieser Gelegenheit geschossen hat. Wir waren uns darüber einig, daß die Baronne de Giers *une très belle femme* war, eine sehr schöne Frau, und haben uns über das Verhalten des Diplomaten gar nicht gewundert.«

»Ist das alles?«

»Nein, Madame. Wissen Sie, die Dame war nämlich nicht allein. Sie wurde bei einem Spaziergang mit ihrer Tochter fotografiert, und die Tochter, Madame, hatte ein wunderschönes Gesicht, ein Gesicht vor allem, das man nicht so schnell vergißt.« Poirot erhob sich und klappte mit einer galanten Verbeugung sein Notizbuch zu. »Natürlich habe ich dieses Gesicht sofort wieder-erkannt, als ich hierherkam.«

Lucia sah zu Poirot auf und holte vernehmlich Luft. »Oh!« machte sie. Gleich darauf faßte sie sich aber wieder und lachte. »Lieber Monsieur Poirot, was für ein ulkiges Mißverständnis! Jetzt begreife ich natürlich, was Ihre Fragen sollten. Ja, ich erinnere mich gut an Baronne de Giers, auch an ihre Tochter. Die Tochter war ein ziemlich langweiliges Mädchen, aber die Mutter faszinierte mich. Ich war fast ein bißchen verliebt in sie und bin verschiedene Male mit ihr spazierengegangen. Meine Zuneigung hat sie wohl

amüsiert. Und so ist zweifellos dieses Mißverständnis entstanden. Da hat mich wohl jemand für die Tochter der Baronin gehalten.« Lucia lehnte sich entspannt auf ihrem Stuhl zurück.

Poirot nickte langsam, sichtlich zu Lucias großer Erleichterung. Plötzlich aber beugte der Detektiv sich über den Tisch und sagte: »Ich dachte, Sie waren noch nie in Genua.«

Lucia war so überrumpelt, daß sie erst einmal nach Luft schnappen mußte. Sie starrte Poirot, der soeben sein Notizbuch wieder in einer Innentasche seines Jacketts verschwinden ließ, böse an. »Sie haben gar kein Foto!« sagte sie, und es klang nur halb nach einer Frage.

»Nein«, gestand Poirot. »Ich habe kein Foto, Madame. Ich kannte nur den Namen, unter dem Selma Goetz in Genua aufgetreten ist. Das übrige – mein Freund und seine Fotografiererei – das war alles nur eine harmlose kleine Erfindung von mir.«

Lucia sprang auf; in ihren Augen blitzte Zorn. »Sie haben mir eine Falle gestellt!« rief sie wütend.

Poirot zuckte die Achseln. »Ja, Madame«, bestätigte er. »Leider hatte ich keine andere Wahl.«

»Und was hat das alles mit Sir Clauds Tod zu tun?« fragte Lucia, aber eher sich selbst, während sie wild im Zimmer umherblickte.

Poirot schlug einen völlig gleichgültigen Ton an, als er, statt zu antworten, eine neue Frage stellte. »Madame«, begann er, schnippte dann aber zuerst noch ein unsichtbares Stäubchen von seinem Jackett. »Stimmt es, daß Ihnen vor kurzem ein kostbares Diamantcollier abhanden gekommen ist?«

Lucia funkelte ihn an. »Ich muß Sie wieder fragen«, stieß sie mit gepreßter Stimme hervor, »was das mit Sir Clauds Tod zu tun hat.«

Poirot sprach langsam und bedächtig. »Zuerst wird ein Diamantcollier gestohlen, dann verschwindet eine wissenschaftliche Formel. Beides dürfte viel Geld einbringen.«

»Was soll das heißen?« keuchte Lucia.

»Es soll heißen, Madame, daß ich von Ihnen gern eine Antwort auf folgende Frage hätte: Wieviel verlangt Dr. Carelli – diesmal?«

Lucia wandte sich von ihm ab. »Ich – ich beantworte jetzt keine Fragen mehr«, sagte sie leise.

»Weil Sie Angst haben?« Poirot ging auf sie zu.

Lucia drehte sich wieder zu ihm um und warf trotzig den Kopf zurück. »Nein«, sagte sie fest, »ich habe keine Angst. Ich weiß nur nicht, wovon Sie reden. Warum sollte Dr. Carelli Geld von mir verlangen?«

»Für sein Schweigen«, antwortete Poirot. »Die Amorys sind eine stolze Familie, und sicher wollten Sie ihr nicht auf die Nase binden, daß Sie – Selma Goetz' Tochter sind!«

Lucia blitzte Poirot ein paar Sekunden böse an, ohne etwas zu erwidern. Dann aber ließ sie plötzlich die Schultern hängen, sank auf einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht. Es dauerte über eine Minute, bis sie mit einem lauten Seufzer wieder aufsah. »Weiß Richard es schon?« fragte sie leise.

»Noch nicht, Madame«, antwortete Poirot langsam.

Mit verzweifelt flehender Stimme rief Lucia: »Sagen Sie es ihm nicht, Monsieur Poirot! Bitte, sagen Sie es

ihm nicht! Er ist so stolz auf den Namen seiner Familie, so stolz auf seine Ehre! Es war gemein von mir, ihn zu heiraten. Aber mir ging es so elend. Ich haßte dieses Leben, dieses schreckliche Leben, das ich an der Seite meiner Mutter zu führen gezwungen war. Ich fühlte mich beschmutzt. Aber was konnte ich tun? Und als Mama dann starb, war ich endlich frei! Frei, ein ehrliches Leben zu führen. Frei, dieses Leben der Lügen und Intrigen hinter mir zu lassen. Ich lernte Richard kennen. Es war das Schönste, was mir je widerfahren war. Richard trat in mein Leben. Ich liebte ihn, und er wollte mich heiraten. Wie hätte ich ihm sagen können, wer ich war? Warum hätte ich es ihm sagen sollen?«

»Und dann«, half Poirot sanft nach, »hat Carelli Sie irgendwo mit Monsieur Amory erkannt und angefangen, Sie zu erpressen?«

»Ja, aber ich hatte doch gar kein eigenes Geld«, flüsterte Lucia. »Da habe ich das Collier verkauft, um ihn zu bezahlen. Ich dachte, es wäre damit erledigt. Aber gestern ist er dann hier aufgekreuzt. Er hatte von der Formel gehört, die Sir Claud gefunden hat.«

»Und die sollten Sie nun für ihn stehlen?«

Lucia seufzte. »Ja.«

»Haben Sie es getan?« fragte Poirot, wobei er noch einen Schritt näher auf sie zuing.

Lucia schüttelte traurig den Kopf. »Sie werden es mir nicht glauben – jetzt nicht mehr«, sagte sie leise.

Poirot betrachtete die schöne junge Frau voll Mitgefühl.

»Doch, doch, mein Kind«, versicherte er ihr. »Ich will Ihnen immer noch glauben. Fassen Sie Mut, vertrauen

Sie Papa Poirot, ja? Sagen Sie mir nur die Wahrheit. Haben Sie Sir Clauds Geheimformel gestohlen?»

»Nein, nein, nein!« beteuerte Lucia. »Aber wahr ist, daß ich es wollte. Carelli hat nach einem Wachsabdruck, den ich für ihn gemacht hatte, einen Nachschlüssel zu Sir Clauds Safe anfertigen lassen.«

Poirot nahm einen Schlüssel aus der Tasche und zeigte ihn ihr. »Ist er das?«

Lucia besah sich den Schlüssel. »Ja. Soweit war alles ganz leicht gegangen. Carelli hat mir den Schlüssel gegeben. Dann war ich im Arbeitszimmer und raffte gerade meinen Mut zusammen, um den Safe zu öffnen, da kam Sir Claud herein und sah mich dort stehen. Das ist die Wahrheit, ich schwöre es Ihnen!«

»Ich glaube Ihnen, Madame«, sagte Poirot und steckte den Schlüssel wieder ein. Dann ging er zum Lehnstuhl, setzte sich, legte die Fingerspitzen aneinander und dachte ein Weilchen nach. »Und trotzdem haben Sie Sir Clauds Plan, die Bibliothek zu verdunkeln, eifrig unterstützt?«

»Ich wollte mich nicht durchsuchen lassen«, erklärte Lucia. »Carelli hatte mir mit dem Schlüssel auch einen Zettel zugesteckt, und ich hatte beides bei mir.«

»Was haben Sie damit gemacht?« fragte Poirot.

»Als das Licht ausging, habe ich den Schlüssel so weit von mir geworfen, wie ich konnte. Da drüben hin.« Sie zeigte in die Richtung, wo der Stuhl stand, auf dem Edward Raynor am Abend zuvor gesessen hatte.

»Und den Zettel von Carelli?« bohrte Poirot weiter.

»Ich wußte nicht, was ich damit anfangen sollte«, sagte Lucia. »Da habe ich ihn in ein Buch gesteckt.« Sie

nahm eines der Bücher vom Tisch und blätterte darin.
»Ja, hier ist er noch«, sagte sie. »Möchten Sie ihn sehen?«

»Nein, Madame, er gehört Ihnen.«

Lucia zerriß den Zettel in winzige Stückchen und steckte sie in ihre Handtasche. Poirot sah ihr dabei zu, aber er wartete noch, bevor er sagte: »Eine kleine Frage noch, Madame. Haben Sie sich gestern abend zufällig das Kleid zerrissen?«

»Ich? Nein!« antwortete Lucia sichtlich verwundert.

»Haben Sie während der kurzen Dunkelheit etwas gehört, was wie das Zerreißen eines Kleides klang?«

Lucia mußte kurz nachdenken. »Hm«, machte sie, »ich glaube ja. Jetzt, da Sie es erwähnen. Aber es war nicht mein Kleid. Es muß Miss Amorys oder Barbaras gewesen sein.«

»Nun gut, darüber wollen wir uns jetzt nicht den Kopf zerbrechen«, meinte Poirot abwinkend. »Zu etwas anderem. Wer hat gestern abend für Sir Claud den Kaffee eingeschenkt?«

»Ich.«

»Und Sie haben die Tasse auf diesen Tisch gestellt, neben Ihre eigene?«

»Ja.«

Poirot stand auf, beugte sich über den Tisch und schleuderte ihr unvermittelt seine nächste Frage entgegen. »In welche Tasse haben Sie das Hyoscin getan?«

Lucia sah ihn fassungslos an. »Woher wissen Sie das?« keuchte sie.

»Es ist mein Beruf, dies und jenes zu wissen. Also in welche Tasse, Madame?«

Lucia seufzte. »In meine.«

»Warum?«

»Ich – weil ich sterben wollte. Richard dachte, es wäre etwas zwischen Carelli und mir – wir hätten ein Verhältnis. Er hätte nicht weiter von der Wahrheit entfernt sein können. Ich habe Carelli gehaßt! Ich hasse ihn immer noch. Aber nachdem ich ihm die Formel nicht beschafft hatte, war ich überzeugt, daß er mich verraten würde. Mich umzubringen war ein Ausweg – der einzige. Ein schneller, traumloser Schlaf... und kein Erwachen. Das waren seine Worte.«

»Wer hat das gesagt?«

»Dr. Carelli.«

»Ich sehe – allmählich – klar«, murmelte Poirot. Er zeigte zu der Tasse auf dem Tisch. »Ist das demnach Ihre Tasse? Eine volle Tasse, nicht angerührt?«

»Ja.«

»Was hat Sie veranlaßt, den Kaffee doch nicht zu trinken?«

»Richard hatte zu mir gesagt, er wolle mit mir fortgehen – ins Ausland – das Geld dafür würde er schon irgendwie auftreiben. Damit hatte er mir – wieder Hoffnung gegeben.«

»Dann hören Sie mir jetzt einmal gut zu, Madame«, sagte Poirot sehr ernst. »Heute morgen hat Dr. Graham die Tasse mitgenommen, die auf Sir Clauds Platz stand.«

»So?«

»Seine Kollegen dürften darin wohl nichts als Kaffeesatz gefunden haben –« Er hielt inne.

Lucia sah ihn nicht an. »Ja – gewiß«, sagte sie.

»Das ist also richtig?« bohrte Poirot weiter.

Lucia blickte starr vor sich hin, ohne zu antworten. Dann sah sie plötzlich zu Poirot auf und rief: »Was sehen Sie mich so an? Sie machen mir angst!«

»Ich sagte«, wiederholte Poirot, »daß Graham die Tasse mitgenommen hat, die heute morgen auf Sir Clauds Platz stand. Nehmen wir an, er hätte die Tasse mitgenommen, die gestern abend auf Sir Clauds Platz stand?« Er ging zu dem Tischchen bei der Tür und nahm eine Kaffeetasse aus der Blumenschale. »Nehmen wir an, er hätte diese Tasse mitgenommen?«

Lucia sprang auf und schlug die Hände vors Gesicht. »Sie wissen es!« hauchte sie.

»Madame!« Poirot ging zu ihr. Er sprach jetzt mit strenger Stimme. »Man wird – sofern man es nicht schon getan hat – die eine Tasse untersuchen und nichts finden. Aber ich habe gestern abend eine Probe von dem Kaffeesatz aus dieser Tasse hier genommen. Was hielten Sie davon, wenn ich Ihnen nun sagte, daß in Sir Clauds Tasse Hyoscin war?«

Lucia wußte nicht mehr aus noch ein. Sie wankte, fing sich aber wieder und richtete sich stolz auf. Eine Zeitlang schwieg sie noch. Dann sagte sie leise: »Sie haben recht. Sie haben vollkommen recht. Ich habe ihn getötet.« Plötzlich schrie sie: »Ja, ich habe ihn getötet! Ich habe das Hyoscin in seine Tasse getan.« Sie ging zum Tisch und nahm die volle Tasse. »Das hier – ist nur Kaffee!«

Sie hob die volle Tasse zum Mund, aber Poirot war mit einem Satz bei ihr und hielt die Hand zwischen die Tasse und ihre Lippen. Ein paar Sekunden lang sahen

sie einander fest in die Augen, bis Lucia zu schluchzen begann. Poirot nahm ihr die Tasse aus der Hand und stellte sie auf den Tisch. »Madame!« rief er.

»Warum haben Sie mich daran gehindert?« fragte Lucia tonlos.

»Die Welt ist so schön, Madame«, erwiderte Poirot.

»Warum sollten Sie aus ihr scheiden wollen?«

»Ich – oh!« Lucia sank aufs Sofa und weinte herzzerreißend.

Als Poirot nach einer Weile wieder sprach, klang seine Stimme warm und gütig. »Sie haben mir die Wahrheit gesagt. Sie haben das Hyoscin in Ihre eigene Tasse getan. Ich glaube Ihnen. Aber in der anderen Tasse war auch Hyoscin. So, und nun sagen Sie mir noch einmal die Wahrheit. Wer hat das Hyoscin in Sir Clauds Tasse getan?«

In Lucias Blick stand das blanke Entsetzen. »Nein, nein!« schrie sie hysterisch. »Sie irren sich. Er war es nicht. Ich habe ihn getötet!«

»Wer war es nicht? Wen wollen Sie schützen, Madame? Sagen Sie es mir.«

»Ich sage Ihnen, er war es nicht«, schluchzte Lucia.

Es klopfte, und Poirot sagte: »Das wird die Polizei sein. Wir haben nur noch wenig Zeit. Ich will Ihnen zweierlei versprechen, Madame. Mein erstes Versprechen ist, daß ich Ihren Hals aus der Schlinge ziehen werde –«

»Aber ich sage Ihnen doch, ich habe ihn getötet!« Lucias Stimme überschlug sich fast.

»Mein zweites Versprechen ist«, fuhr Poirot unbeirrt fort, »daß ich auch den Hals Ihres Mannes aus der Schlinge ziehen werde.«

»Oh –!« stieß Lucia hervor, während sie ihn mit irrem Blick anstarrte.

Treadwell trat in die Bibliothek und meldete, an Poirot gewandt: »Inspektor Japp von Scodand Yard, Sir.«

Eine Viertelstunde später hatte Inspektor Japp, ein Mittfünfziger von derber Gutmütigkeit, untersetzter Gestalt und rosigem Teint, mit der Unterstützung seines jungen Konstablers Johnson die erste Tatortbesichtigung in der Bibliothek abgeschlossen. Nun schwärmte er mit Poirot und dem aus seinem Gartenexil zurückgekehrten Hastings von alten Zeiten.

»O ja«, sagte Japp zu seinem Konstabler, »Mr. Poirot und ich kennen uns schon lange. Sie haben mich oft von ihm erzählen hören. Als wir das erste Mal zusammengearbeitet haben, war er noch bei der belgischen Polizei. Der Fall Abercrombie, diese Fälschungsgeschichte, wissen Sie noch, Poirot? Wir haben ihn in Brüssel gestellt. Ach ja, das waren große Zeiten. Und Sie erinnern sich gewiß an ›Baron‹ Altara? War das ein Halunke! Er hat die halbe europäische Polizei an der Nase herumgeführt. Aber dann haben wir ihn in Antwerpen geschnappt. Dank Mr. Poirot.«

Japp wandte sich von Johnson wieder an Poirot. »Und dann sind wir uns hier in England wieder begegnet, stimmt's, Poirot?« rief er. »Da waren Sie ja eigentlich schon im Ruhestand. Sie haben diese rätselhafte Geschichte bei Styles aufgeklärt, wissen Sie noch? Der letzte Fall, in dem wir zusammengearbeitet haben, liegt jetzt zwei Jahre zurück, nicht? Die Geschichte mit diesem italienischen Adligen in London. Ach ja, es tut richtig gut, Sie mal wiederzusehen, Poirot. Mich hat's ja fast umgehauen, als ich vor ein paar Minuten hier hereinkam und als erstes Ihren ulkigen Schnauzer sah.«

»Schnauzer?« Poirot machte ein verwundertes Gesicht. Noch immer konnte die Sprache dieses Landes ihm Rätsel aufgeben.

»Ihren Schnurrbart, alter Freund«, übersetzte Japp grinsend. »Nun, was ist, arbeiten wir auch hier zusammen?«

»Mein lieber Japp«, antwortete Poirot lächelnd, »Sie kennen doch meine kleinen Schwächen.«

»Alter Geheimniskrämer!« rief Japp und haute ihm auf die Schulter. »Sagen Sie, diese Mrs. Amory, mit der Sie sich vorhin unterhielten, als ich hereinkam, die ist ja eine richtige Schönheit. Richard Amorys Frau, nehme ich an? Hat Ihnen doch bestimmt Vergnügen bereitet, Sie alter Genießer!«

Der Inspektor lachte schallend, dann setzte er sich auf einen der Stühle am Tisch. »Jedenfalls ist das hier ein Fall so ganz nach Ihrem Geschmack«, fuhr er fort. »Gerade recht für Ihre verschlungenen Gehirnwindungen. Ich selbst habe für Giftmorde ja nicht viel übrig. Man hat nichts in der Hand. Erst mal feststellen, was das Opfer gegessen und getrunken und wer alles damit herumhantiert oder es auch nur angehaucht hat! Ich muß sagen, dieser Dr. Graham sieht die Sache ziemlich klar. Er meint, das Gift muß im Kaffee gewesen sein. Nach seiner Einschätzung müßte eine so hohe Dosis fast sofort gewirkt haben. Natürlich wissen wir das erst ganz genau, wenn wir den Laborbericht haben. Aber was wir bisher wissen, reicht schon mal, um anzufangen.«

Japp erhob sich wieder. »Also, mit diesem Raum hier bin ich fertig«, verkündete er. »Jetzt sollte ich wohl mal

ein Wörtchen mit Mr. Amory reden und mir dann diesen Dr. Carelli vorknöpfen. Er scheint mir unser Mann zu sein. Aber immer offen bleiben, sage ich, immer offen bleiben.« Er ging zur Tür. »Kommen Sie mit, Poirot?«

»Aber natürlich werde ich Sie begleiten«, sagte Poirot und stand ebenfalls auf.

»Und Captain Hastings doch sicher auch?« meinte Japp lachend. »Er klebt doch immer wie ein Schatten an Ihnen, stimmt's, Poirot?«

Poirot warf seinem Freund einen vielsagenden Blick zu. »Vielleicht möchte Hastings lieber hierbleiben«, meinte er.

Man merkte Hastings deutlich an, daß er sein Stichwort verstanden hatte. »Ja, ja«, sagte er. »Ich denke, ich bleibe lieber hier.«

»Wie Sie wollen.« Japp schien sich dennoch zu wundern.

Kaum hatten er und Poirot, gefolgt von dem jungen Konstabler, die Bibliothek verlassen, kam Barbara Amory, angetan mit einer rosa Bluse und heller Hose, vom Garten her zur Terrassentür herein. »Ach, da ist ja mein Mucki!« begrüßte sie Hastings. »Aber sagen Sie mal, was ist uns denn da eben ins Haus geschneit?« Sie ging zum Sofa und setzte sich. »Polizei?«

»Ja«, bestätigte Hastings. Er ging zu ihr und setzte sich neben sie. »Inspektor Japp von Scotland Yard. Er ist jetzt zu Ihrem Vetter gegangen, um ihm ein paar Fragen zu stellen.«

»Meinen Sie, er will mich auch was fragen?«

»Das glaube ich nicht. Aber selbst wenn«, versicherte

Hastings ihr, »brauchen Sie keine Angst zu haben.«

»Oh, ich hätte doch keine Angst«, beteuerte Barbara.

»Ich glaube, ich fände es sogar richtig spannend. Allerdings wäre die Versuchung groß, ein bißchen aufzuschneiden, nur wegen des Aufsehens. Ich liebe Aufsehen, Sie auch?«

Hastings machte ein verdutztes Gesicht. »Ich – das weiß ich nicht. Nein, ich glaube, ich liebe kein Aufsehen.«

Barbara Amory musterte ihn spöttisch. »Ich muß sagen, Sie faszinieren mich. Wo haben Sie sich denn Ihr Leben lang herumgetrieben?«

»Ich – nun ja – ich war einige Jahre in Südamerika.«

»Habe ich mir doch schon gedacht!« rief Barbara. Sie schirmte mit der einen Hand ihre Augen ab und zeigte mit der anderen in die Ferne: »Die unendlichen Weiten. Deswegen sind Sie so köstlich altmodisch.«

»Tut mir leid«, sagte Hastings gekränkt.

»Oh, aber ich finde das doch herrlich«, beeilte sich Barbara zu versichern. »Ich finde Sie so süß, richtig süß!«

»Was verstehen Sie denn genau unter ›altmodisch‹?«

»Hm«, machte Barbara, »Sie glauben doch sicher an lauter verstaubten alten Kram, wie Schicklichkeit zum Beispiel, oder nicht lügen ohne sehr guten Grund, und gute Miene machen und so was.«

»Aber ja«, sagte Hastings einigermaßen erstaunt. »Sie denn nicht?«

»Ich? Also, Sie erwarten zum Beispiel bestimmt von mir, daß ich so tue, als wäre Onkel Clauds Ableben ein betrübliches Ereignis, ja?«

»Ist es das nicht?« Hastings war regelrecht schockiert.
»Ach Gott!« rief Barbara. Sie erhob sich vom Sofa und ließ sich statt dessen auf der Kante des Couchtischs nieder. »Wenn Sie mich fragen, war es das Beste, was uns je passiert ist. Sie ahnen ja nicht, was für ein alter Knauser er war. Und wie er uns alle unterdrückt hat, davon machen Sie sich auch keine Vorstellung!« Sie wurde so von ihren Gefühlen übermannt, daß sie gar nicht mehr weiterreden konnte.

»Ich –« begann Hastings peinlich berührt – »ich finde, Sie sollten nicht –, aber Barbara fiel ihm ins Wort.
»Mögen Sie Ehrlichkeit nicht?« fragte sie. »Sehen Sie, genauso habe ich Sie mir vorgestellt. Ihrer Meinung nach sollte ich statt dieser Sachen lieber Schwarz tragen und mit gedämpfter Stimme vom ›armen Onkel Claud‹ sprechen, der ›so gut zu uns allen war‹.«

»Ich muß schon sagen!« rief Hastings.

»Ach, tun Sie doch nicht so«, fuhr Barbara fort. »Als genau so einer würden Sie sich entpuppen, wenn ich Sie erst mal richtig kennenlernte. Aber ich sage immer, das Leben ist zu kurz für dieses ganze Lügen und Theaterspielen. Onkel Claud war nicht gut zu uns allen, und in Wahrheit sind wir bestimmt alle froh, daß er tot ist. Sogar Tante Caroline. Die Ärmste, sie hat ihn ja länger ertragen müssen als wir anderen alle.«

So plötzlich, wie sie losgelegt hatte, beruhigte Barbara sich wieder. »Wissen Sie, ich habe nachgedacht«, fuhr sie in erheblich milderem Ton fort. »Bei Licht besehen könnte Tante Caroline den armen Onkel Claud vergiftet haben. Dieser Herzanfall gestern abend, der war doch nun wirklich sehr merkwürdig. Ich glaube keine Se-

kunde, daß es ein Herzanfall war. Nehmen wir einmal an, daß Tante Caroline in den vielen Jahren, die sie ihre Gefühle unterdrücken mußte, einen furchtbaren Komplex entwickelt hat...«

»Theoretisch wäre das wohl möglich«, meinte Hastings vorsichtig.

»Aber dann möchte ich wissen, wer die Formel geklaut hat«, fuhr Barbara fort. »Alle sagen, es war der Italiener, aber ich persönlich habe Treadwell in Verdacht.«

»Ihren Butler? Gütiger Himmel! Warum denn ihn?«

»Weil er den ganzen Abend nicht auch nur in die Nähe des Arbeitszimmers gekommen ist!«

Hastings war völlig verwirrt. »Aber –«

»In mancher Hinsicht bin ich eben sehr orthodox«, erklärte Barbara. »Ich habe gelernt, immer den zu verdächtigen, der am wenigsten in Betracht kommt. In den richtig guten Kriminalromanen ist das immer der Mörder. Und Treadwell kommt zweifellos am wenigsten in Betracht.«

»Außer Ihnen vielleicht«, meinte Hastings lachend.

»Oh, ich –!« Barbara lächelte unsicher. Nun stand sie auf und ging zur Terrassentür. »Komisch«, meinte sie bei sich.

»Was ist komisch?« Auch Hastings stand auf.

»Ach, mir ist nur gerade etwas eingefallen. Gehen wir ein bißchen in den Garten? Ich finde es gräßlich hier drinnen.« Sie wollte hinausgehen.

»Leider muß ich hierbleiben«, sagte Hastings.

»Warum?«

»Ich darf dieses Zimmer nicht verlassen.«

»Ich glaube«, sagte Barbara, »Sie haben einen Zimmer-

komplex. Erinnern Sie sich noch an gestern abend? Wir sitzen alle beieinander und sind ganz erschüttert wegen der verschwundenen Formel, da kommen Sie herein-spaziert und ruinieren die ganze schöne Stimmung mit Ihrem wohlherzogenen ›So ein schönes Zimmer, Mr. Amory‹. Es war zu komisch, wie Sie beide da hereinkamen. Zuerst dieser unglaublich kleine Kerl, gerade mal einsechzig mit Hut, aber die Würde in Person. Und dann Sie mit Ihrer unfäßbaren Wohlerzogenheit!«

»Nun ja, Poirot wirkt auf den ersten Blick ein bißchen seltsam«, räumte Hastings ein. »Und er hat auch allerlei sonderbare Marotten. Zum Beispiel diese schon fast besessene Ordnungsliebe. Ein schief aufgehängtes Bild, ein Stäubchen, ja schon ein nicht ganz perfekt sitzender Anzug an irgend jemandem ist für ihn die reinste Folter.«

»Sie beide sind so herrliche Gegensätze«, lachte Barbara.

»Poirots kriminalistische Methoden sind ja auch ganz eigener Art«, fuhr Hastings fort. »Methode und Ordnung sind seine Götter. Gegen handfeste Spuren – Fußabdrücke, Zigarettenasche und so etwas, Sie wissen schon – hat er eine große Abneigung. Er behauptet sogar, mit ihnen allein könne ein Detektiv nie einen Fall aufklären. Die eigentliche Arbeit, sagt er, findet hier drinnen statt, und dann tippt er sich an den Eierkopf und sagt im Brustton der Überzeugung: ›Die kleinen grauen Zellen – vergessen Sie nie die kleinen grauen Zellen, *mon ami*.‹«

»Ich finde ihn ja auch richtig knuddelig«, behauptete Barbara, »aber längst nicht so süß wie Sie mit Ihrem

›So ein schönes Zimmer!«

›Es ist aber ein schönes Zimmer«, beharrte Hastings leicht pikiert.

›Da bin ich anderer Meinung«, sagte Barbara. Sie ergriff seine Hand und versuchte ihn zur offenen Terrassentür zu ziehen. ›Außerdem haben Sie sich jetzt genug daran geweidet. Kommen Sie.«

›Sie haben mich nicht verstanden.« Hastings entzog ihr seine Hand. ›Ich habe es Poirot versprochen.«

›Ach«, sagte Barbara langsam, ›Sie haben Monsieur Poirot versprochen, dieses Zimmer nicht zu verlassen? Aber warum?«

›Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

›Oho!« Barbara schwieg eine kleine Weile, dann änderte sich ihr Verhalten. Sie trat hinter Hastings und begann mit übertriebenem Pathos zu deklamieren: ›Der Knabe stand auf dem lodernden Deck, das alle schon geflohen -«

›Wie bitte?«

›...das alle schon geflohen«, wiederholte sie. ›Nun, mein Mucki?«

›Ich verstehe kein Wort«, rief Hastings fassungslos.

›Warum sollten Sie mich auch verstehen? Oh, Sie sind wirklich köstlich«, meinte Barbara und hakte ihn einfach unter. ›Kommen Sie, lassen Sie sich auf Abwege bringen. Ehrlich, ich finde Sie ganz allerliebste.«

›Sie nehmen mich auf den Arm.«

›Ganz und gar nicht, o nein! Ich bin regelrecht verrückt nach Ihnen. Echte Vorkriegsware!«

Sie zog ihn von neuem zur Terrassentür, und diesmal fügte sich Hastings der sanften Gewalt. ›Sie sind eine

ungewöhnliche Person«, sagte er. »Ganz anders als alle Frauen, die ich je gekannt habe.«

»Freut mich zu hören. Das ist ein gutes Zeichen«, meinte Barbara, als sie im Türrahmen standen und einander ansahen.

»Ein gutes Zeichen?« »Aber ja, es macht einer Frau Hoffnung.« Hastings errötete, und Barbara zog ihn unter fröhlichem Lachen in den Garten hinaus.

Nachdem Hastings und Barbara sich in den Garten verzogen hatten, blieb die Bibliothek nur für wenige Sekunden leer, dann ging die Dielentür auf, und Caroline Amory kam mit einem Handarbeitskörbchen herein. Beim Sofa angekommen, stellte sie das Körbchen ab, ließ sich auf die Knie nieder und begann zwischen Sitz und Rückenlehne herumzutasten. Schon ging die Tür wieder auf, und herein kam Dr. Carelli mit Hut und einem kleinen Koffer. Als er Miss Amory sah, blieb er stehen und murmelte eine Entschuldigung.

Leicht verlegen richtete Miss Amory sich auf. »Ich habe nur nach einer Stricknadel gesucht«, erklärte sie, was überflüssig war, denn sie hielt ihren Fund schon triumphierend in der Hand. »Muß mir hinter den Sitz gerutscht sein.« Dann ging ihr anscheinend die Bedeutung des Koffers auf, denn sie fragte: »Sie wollen uns verlassen, Dr. Carelli?«

Carelli legte Koffer und Hut auf einen Stuhl. »Ich habe das Gefühl, daß ich Ihre Gastfreundschaft nicht länger beanspruchen sollte«, sagte er.

Miss Amory, sichdich hocherfreut, war höflich genug, um leise zu murmeln: »Nun, wenn Sie meinen —« Da fiel ihr die momentane Situation wieder ein, und sie fügte hinzu: »Aber sind da nicht noch ein paar lästige Formalitäten —?« Unsicher brach sie die Frage ab.

»Schon, aber das ist alles geregelt«, beteuerte Carelli.

»Also, wenn Sie denn fort müssen —«

»Ja, ich muß.«

»Dann bestelle ich Ihnen den Wagen«, erbot Miss

Amory sich schnell und wollte zum Kamin, um zu klingeln.

»Nein, danke«, wehrte Carelli ab, »das ist auch schon erledigt.«

»Aber Sie mußten doch sogar Ihren Koffer selbst heruntertragen. Also, diese Dienstboten! Völlig aufgelöst, alle miteinander!« Sie ging zum Sofa zurück, setzte sich und nahm ihr Strickzeug aus dem Körbchen.

»Die wissen nicht mehr, wo ihnen der Kopf steht, Dr. Carelli. Seltsam, das Ganze, finden Sie nicht auch?«

Carelli versuchte, sich seine Gereiztheit nicht anmerken zu lassen. »Ja, sehr«, sagte er beiläufig. Sein Blick wanderte zum Telefon.

Miss Amory begann zu stricken, wobei sie munter weiterplauderte. »Sie wollen wahrscheinlich den Zug um zwölf Uhr fünfzehn erreichen. Fahren Sie nur nicht auf die letzte Minute. Ich will Sie ja nicht verrückt machen. Ich sage immer, wenn man die Leute verrückt macht –«

»Ja, ganz recht«, unterbrach Carelli sie herrisch, »aber ich denke, die Zeit wird sehr wohl ausreichen. Ich – äh – dürfte ich wohl einmal Ihr Telefon benutzen?«

Miss Amory sah kurz auf. »Selbstverständlich«, antwortete sie, ohne sich beim Stricken stören zu lassen. Auf die Idee, daß Dr. Carelli sein Telefongespräch vielleicht ungestört führen wollte, kam sie offenbar nicht.

»Danke.« Carelli ging zum Schreibtisch und tat, als müsse er die Nummer im Telefonbuch nachschlagen. Dabei blickte er ungehalten zu Miss Amory. »Ich glaube, Ihre Nichte hat Sie vorhin gesucht«, sagte er.

Diese Mitteilung brachte Miss Amory nur auf ihre

Nichte zu sprechen, nicht aber vom Stricken ab. »Die gute Barbara!« rief sie. »So ein liebes Mädchen! Aber unter uns gesagt, eigentlich führt sie hier ein ziemlich tristes Leben, viel zu langweilig für ein junges Mädchen. Nun ja, aber das wird sich jetzt alles ändern, da bin ich ganz sicher.« Sie kostete diesen schönen Gedanken noch ein Weilchen aus, bevor sie fortfuhr: »Natürlich habe ich getan, was ich konnte. Aber ein junges Mädchen braucht Leben um sich. Das kann ihr alles Bienenwachs der Welt nicht ersetzen.«

In Dr. Carellis Gesicht mischte sich deutliche Gereiztheit mit ebenso deudichem Unverständnis. »Bienenwachs?« fühlte er sich zu fragen bemüßigt.

»Ja – oder Betamax heißt es, glaube ich. Vitamine jedenfalls. Steht zumindest auf der Dose. A, B und C. Alle auf einmal, nur das eine nicht, das man gegen Beriberi nimmt. Und das braucht man, wie ich glaube, hier in England wirklich nicht. Hier hat man nicht solche Krankheiten. Die gibt es, soviel ich weiß, in primitiven Ländern, weil sie den Reis polieren. Interessant. Ich habe es Mr. Raynor jeden Tag nach dem Frühstück gegeben – Bienenwachs meine ich. Er war doch so blaß, der arme Junge. Lucia wollte ich es auch geben, aber sie mochte es nicht.« Miss Amory schüttelte mißbilligend den Kopf. »Und dann muß man sich vorstellen, daß ich als junges Mädchen kein Karamel essen durfte, nur wegen dem Bienenwachs – ich meine Betamax. Aber die Zeiten ändern sich, ja, die Zeiten ändern sich.«

Dr. Carelli schäumte mittlerweile vor Zorn, auch wenn er es sich um keinen Preis anmerken lassen wollte. »Ja,

ja, Miss Amory«, antwortete er so höflich, wie er noch konnte. Dann versuchte er es etwas direkter: »Ich glaube, Ihre Nichte ruft Sie.«

»Ruft mich?«

»Ja. Hören Sie es nicht?«

Miss Amory spitzte die Ohren. »N-nein«, gestand sie.

»Merkwürdig.« Sie packte ihr Strickzeug zusammen.

»Sie müssen aber gute Ohren haben, Dr. Carelli. Es ist ja nicht so, daß ich schlecht höre. Man hat mir sogar gesagt –«

Das Wollknäuel fiel ihr herunter, und Carelli hob es auf. »Danke, vielen Dank«, sagte sie. »Die Amorys haben nämlich alle gute Ohren.« Sie erhob sich vom Sofa. »Mein Vater, es war erstaunlich, wie der seine Sinne beieinander hatte! Mit über Achtzig konnte er noch ohne Brille lesen.« Wieder ließ sie das Wollknäuel fallen, und Carelli bückte sich erneut, um es aufzuheben.

»Oh, haben Sie vielen Dank«, plapperte Miss Amory munter weiter. »Ein ungewöhnlicher Mann, Dr. Carelli. Ich spreche von meinem Vater. Wirklich ungewöhnlich. Hat immer unter einem dicken Federbett geschlafen. Und die Fenster seines Schlafzimmers durften nie geöffnet werden. Die Nachtluft ist nicht gut für die Gesundheit, sagte er immer. Als er dann die Gicht bekam, wurde er leider von so einer jungen Schwester gepflegt, die unbedingt das Fenster wenigstens oben ein bißchen offen haben wollte, und mein armer Vater ist daran gestorben.«

Schon wieder fiel ihr die Wolle herunter, aber diesmal drückte Carelli ihr das Knäuel, nachdem er es aufgeho-

ben hatte, fest in die Hand und führte sie zur Tür, wobei Miss Amory sich jedoch alle Zeit der Welt ließ. »Ich habe gar nichts übrig für Krankenschwestern«, vertraute sie ihm an. »Sie klatschen über ihre Schützlinge, trinken viel zuviel Tee und machen einem immerzu das Personal verrückt.«

»Sehr wahr, meine Verehrteste, sehr wahr«, gab Carelli ihr eilig recht und öffnete die Tür.

»Vielen Dank«, sagte Miss Amory, während er sie mehr oder weniger aus dem Zimmer schob. Sogleich schloß Carelli die Tür, ging schnell an den Schreibtisch und nahm den Hörer vom Telefon. Nach kurzem Warten sagte er leise, aber drängend: »Hier Market Cleve drei-null-vier. Ein Gespräch nach London, bitte... Soho acht-acht-fünf-drei... nein, fünf-drei, ja, das stimmt. Wie? Sie rufen zurück?... Gut.«

Er legte wieder auf und begann ungeduldig an den Fingernägeln zu kauen. Nach einer Weile spazierte er zur Arbeitszimmertür hinüber, öffnete sie und trat ein. Sekunden darauf kam Edward Raynor von der Diele her in die Bibliothek. Er sah sich kurz um und schlen-derte scheinbar ziellos zum Kamin. Gerade wollte er zum Sims hinauf nach der Vase mit den Fidibussen greifen, als Carelli wieder aus dem Arbeitszimmer kam und die Tür schloß. Raynor drehte sich um.

»Pardon, ich wußte nicht, daß Sie hier sind«, sagte der Sekretär.

»Ich warte auf einen Anruf«, erklärte Carelli.

»Ach so!«

Sie schwiegen. Dann fragte Carelli: »Wann ist dieser Polizeiinspektor eingetroffen?«

»Ich glaube, vor etwa zwanzig Minuten. Haben Sie ihn schon gesehen?«

»Nur von weitem«, antwortete Carelli.

»Er ist von Scotland Yard«, teilte Raynor ihm mit.

»War anscheinend zufällig in der Gegend, um irgendwas anderes aufzuklären, und da hat ihn die hiesige Polizei kurzerhand eingeschaltet.«

»Das nennt man Glück«, meinte Carelli.

»Ja, nicht wahr?« Das Telefon klingelte, und Raynor wollte an den Apparat gehen, aber Carelli kam ihm zuvor. »Das wird mein Anruf sein.« Er blickte zu Raynor.

»Ob es Ihnen wohl was ausmachen würde ...«

»Aber gewiß nicht, mein Bester«, sagte der Sekretär.

»Ich verziehe mich.«

Raynor ging, und Carelli nahm den Hörer ab. »Hallo?« sagte er leise. »Miguel?... Ja?... Nein, hab ich nicht, verdammt. Es ging nicht... Nein, du verstehst nicht, der alte Herr ist gestern abend gestorben ... Ich verschwinde hier... Japp ist da... Japp! Du weißt doch, der von Scotland Yard... Nein, ich bin ihm noch nicht über den Weg gelaufen... Das hoffe ich auch... Am gewohnten Ort, heute abend um halb zehn... Ist gut.«

Carelli legte auf, holte seinen Koffer, setzte den Hut auf und ging zur Terrassentür. Im selben Augenblick kam Poirot vom Garten herein, und Carelli stieß mit ihm zusammen.

»Verzeihung«, sagte der Italiener.

»Keine Ursache«, entgegnete Poirot höflich, ohne aber den Weg frei zu machen.

»Würden Sie mich bitte vorbeilassen –«

»Unmöglich«, erwiderte Poirot sanft. »Ganz und gar

unmöglich.«

»Ich verlange es!«

»Das täte ich an Ihrer Stelle nicht«, meinte Poirot mit freundlichem Lächeln.

Plötzlich stürzte Carelli auf Poirot los, doch der kleine Detektiv wich behende aus, stellte ihm ein Bein und riß ihm zugleich den Koffer aus der Hand. Inspektor Japp, der gleich hinter Poirot erschien, fing Carelli auf.

»Nanu, was gibt's denn hier?« rief Inspektor Japp. »Na so was, wenn das nicht Tonio ist!«

»Ah!« meinte Poirot, während er sich lachend von den beiden entfernte. »Dachte ich mir doch, mein lieber Japp, daß Sie für diesen Herrn einen Namen parat haben.«

»O ja, den kenne ich gut«, bestätigte Inspektor Japp. »Tonio ist schließlich ein bekannter Mann, stimmt's, Tonio? Hat Monsieur Poirot Sie nicht schön überrascht mit diesem Kniff? Wie heißt das Zeug, Poirot? Jujitsu oder so ähnlich. Armer Tonio!«

»Sie haben nichts gegen mich in der Hand«, knurrte Carelli, während Poirot den Koffer des Italieners auf den Tisch stellte und öffnete. »Sie haben kein Recht, mich festzuhalten.«

»Das ist noch sehr die Frage«, meinte der Inspektor. »Möchte wetten, daß wir nicht mehr lange nach dem Mann zu suchen brauchen, der die Formel gestohlen und dem alten Herrn den Garaus gemacht hat.« Er wandte sich an Poirot. »Das mit der Formel liegt genau auf Tonios Linie, und da er sich gerade davonmachen wollte, würde es mich nicht wundern, wenn er die Beute jetzt bei sich hätte.«

»Ganz meine Meinung«, antwortete Poirot.

Japp tastete Tonio ab, während Poirot den Koffer durchsuchte.

»Nun?« fragte Japp.

»Nichts«, antwortete Poirot, indem er den Koffer wieder zuklappte. »Absolut nichts. Ich bin enttäuscht.«

»Ihr haltet euch alle für furchtbar schlau, wie?« grollte Carelli. »Aber ich – ich könnte euch sagen –«

Poirot unterbrach ihn ruhig. »Sie könnten vielleicht«, sagte er bedeutungsvoll, »aber es wäre sehr unklug.«

»Wie meinen Sie das?« rief Carelli erschrocken.

»Monsieur Poirot hat ganz recht«, sagte Japp. »Sie halten besser den Mund.« Er ging zur Dielentür und rief hinaus: »Johnson!«

Als der junge Konstabler den Kopf ins Zimmer steckte, sagte Japp: »Rufen Sie bitte die ganze Familie zusammen. Ich möchte alle hier in der Bibliothek haben.«

»Ja, Sir«, sagte Johnson und ging.

»Ich protestiere! Ich –« stieß Carelli hervor. Plötzlich packte er seinen Koffer und wollte zur Terrassentür, aber Japp hielt ihn auf, schleuderte ihn aufs Sofa und nahm ihm zugleich den Koffer wieder ab. »Bisher hat man Ihnen noch kein Haar gekrümmt, also heulen Sie uns nichts vor«, schnauzte Japp den jetzt gründlich eingeschüchterten Italiener an, während er den Koffer neben den Couchtisch stellte.

Poirot ging langsam zur Terrassentür. »Nein, bitte gehen Sie nicht fort, Monsieur Poirot«, rief Japp ihm nach. »Jetzt wird es doch gerade interessant.«

»Keine Bange, mein lieber Japp, ich gehe schon nicht fort«, versicherte ihm Poirot. »Ich bleibe genau hier.

Dieses Familientreffen dürfte, ganz wie Sie sagen, hochinteressant werden.«

Einige Minuten später, als die Familie Amory sich nach und nach in der Bibliothek versammelte, saß Carelli immer noch verdrießlich auf dem Sofa, und Poirot stand weiterhin an der Terrassentür. Barbara Amory kam mit Hastings im Schlepp aus dem Garten, und während sie zum Sofa ging, um sich neben Carelli zu setzen, blieb Hastings bei Poirot stehen. »Es wäre gut, Hastings«, flüsterte Poirot seinem Kollegen zu, »wenn Sie ein Auge darauf haben könnten, wer sich wohin setzt.«

»Gut? Inwiefern?«

»Rein psychologisch, mein Freund«, gab Poirot lediglich zur Antwort.

Lucia kam herein, und Hastings beobachtete, daß sie sich auf den Stuhl setzte, der rechts vom Tisch stand. Richard kam zugleich mit seiner Tante, die den Bürostuhl nahm, während Richard um den Tisch herumging, um auf seine Frau aufpassen zu können. Edward Raynor, der als letzter kam, stellte sich hinter den Lehnstuhl. Nach ihm kam nur noch Konstabler Johnson herein, schloß die Tür und blieb daneben stehen.

Richard Amory machte Inspektor Japp mit den Familienmitgliedern bekannt, denen er noch nicht begegnet war. »Meine Tante, Miss Amory«, sagte er, »und meine Kusine, Miss Barbara Amory.«

Barbara sprach Japp sofort an. »Was soll dieser ganze Aufstand, Inspektor?«

Japp ging auf die Frage nicht ein. »So«, sagte er statt dessen, »ich glaube, jetzt sind alle hier.« Damit trat er

an den Kamin.

Miss Amory blickte verwirrt und ein wenig ängstlich drein. »Ich begreife nicht ganz...« sagte sie zu Richard.

»Was – tut dieser Herr hier?«

»Ich glaube, ich muß dir jetzt etwas sagen«, antwortete Richard. »Tante Caroline – und alle anderen«, fügte er mit einem Blick in die Runde hinzu. »Dr. Graham hat festgestellt, daß mein Vater – vergiftet wurde.«

Miss Amory schrie entsetzt auf.

»Vergiftet mit Hyoscin«, sagte Richard.

Raynor hob ruckartig den Kopf. »Hyoscin? Aber ich habe doch gesehen –« Er verstummte und sah Lucia an.

»Was haben Sie gesehen, Mr. Raynor?« Inspektor Japp ging einen Schritt auf ihn zu.

Die Miene des Sekretärs wurde verlegen. »Nichts – jedenfalls...« begann er unsicher. Dann verstummte er.

»Bedaure, Mr. Raynor«, sagte Japp, »aber ich muß die Wahrheit wissen. Reden Sie schon. Alle sehen doch, daß Sie mit etwas hinter dem Berg halten.«

»Eigentlich ist es ja nichts«, antwortete der Sekretär.

»Ich meine, es gibt bestimmt eine ganz simple Erklärung.«

»Eine Erklärung wofür, Mr. Raynor?« fragte Japp.

Raynor zögerte noch immer.

»Nun?« forderte Japp ihn auf.

»Es ist nur —« Raynor hielt wieder inne, dann entschloß er sich endlich zum Weiterreden. »Ich habe gesehen, wie Mrs. Amory sich einige von diesen Tabletten in die Hand geschüttet hat.«

»Wann war das?« fragte Japp.

»Gestern abend. Ich kam gerade aus Sir Clauds Ar-

beitszimmer. Die anderen waren mit dem Grammophon beschäftigt. Standen alle drumherum. Da sah ich Mrs. Amory eines der Tablettenröhrchen nehmen – ich glaube, es war das Hyoscin – und sich die meisten von den Tabletten in die Hand schütten. Dann rief Sir Claud mich wegen irgend etwas wieder ins Arbeitszimmer.«

»Warum haben Sie das nicht schon früher gesagt?« fragte Japp.

Lucia wollte sprechen, aber der Inspektor winkte ab.

»Einen Moment noch, Mrs. Amory«, sagte er. »Ich möchte zuerst Mr. Raynor zu Ende anhören.«

»Ich habe überhaupt nicht mehr daran gedacht«, sagte Raynor. »Erst als Mr. Amory jetzt sagte, daß Sir Claud mit Hyoscin vergiftet wurde, ist es mir wieder eingefallen. Ich weiß, es hat natürlich gar nichts zu bedeuten. Mich hat nur dieses Zusammentreffen zuerst ein bißchen erschreckt. Es müssen ja gar nicht die Hyoscin-tabletten gewesen sein. Vielleicht war es eines der anderen Röhrchen, das sie in der Hand hatte.«

Jetzt wandte Japp sich an Lucia. »Nun, Madam?« fragte er. »Was sagen Sie dazu?«

Lucia wirkte vollkommen gefaßt, als sie antwortete: »Ich wollte etwas zum Einschlafen haben.«

»Sie sagten«, fragte Japp nun wieder Raynor, »sie hat fast das ganze Röhrchen in ihre Hand geleert?«

»Für mich sah es so aus«, antwortete Raynor.

Japp wandte sich von neuem an Lucia. »Zum Einschlafen hätten Sie doch so viele Tabletten gar nicht gebraucht. Eine oder zwei wären genug gewesen. Was haben Sie mit den übrigen gemacht?«

Lucia überlegte kurz und sagte dann: »Ich weiß es nicht

mehr.« Sie wollte gerade weiterreden, als Carelli aufsprang und herausplatzte: »Bitte sehr, Inspektor. Da haben Sie Ihre Mörderin!«

Sofort erhob sich auch Barbara vom Sofa, um zu Carelli auf Abstand zu gehen. Hastings eilte an ihre Seite. Der Italiener fuhr fort: »Sie sollen die Wahrheit hören, Inspektor. Ich bin eigens hierhergekommen, um diese Frau zu treffen. Sie hatte nach mir geschickt. Sie hat gesagt, sie könne Sir Clauds Formel beschaffen und wolle sie mir verkaufen. Ich gebe ja zu, daß ich so etwas schon gemacht habe ...«

»Damit geben Sie nichts Neues zu«, antwortete Japp, wobei er sich zwischen Carelli und Lucia stellte. »Soviel wußten wir schon.« Er wandte sich an Lucia. »Was haben Sie zu dem allen zu sagen, Madam?«

Lucia stand auf. Aus ihrem Gesicht war alle Farbe gewichen, und Richard eilte sofort zu ihr. »Ich lasse nicht zu –« rief er, aber Japp unterbrach ihn: »Wenn ich bitten darf, Sir!«

Carelli redete weiter. »Sehen Sie sich diese Frau doch nur an. Keiner von Ihnen weiß, wer sie ist. Aber ich weiß es! Sie ist die Tochter von Selma Goetz. Die Tochter einer der verrufensten Frauen, die es auf der Welt je gegeben hat.«

»Das stimmt nicht, Richard«, rief Lucia. »Es ist nicht wahr! Hör nicht auf ihn.«

»Ich breche dir sämtliche Knochen im Leib!« knurrte Richard Amory den Italiener an.

Japp ging einen Schritt auf Richard zu. »Ruhig Blut, Sir, ruhig Blut«, mahnte er. »Wir werden dem auf den Grund gehen müssen.« Er wandte sich an Lucia. »Also,

Mrs. Amory?«

Es wurde still. »Ich – ich –« versuchte Lucia zu sprechen, dann sah sie zu ihrem Mann und schließlich zu Poirot, nach dem sie hilfesuchend die Hand ausstreckte. »Nur Mut, Madame«, redete Poirot ihr zu. »Haben Sie Vertrauen zu mir. Sagen Sie es. Sagen Sie die Wahrheit. Wir sind jetzt an einem Punkt, wo Lügen nichts mehr einbringen. Die Wahrheit muß ans Licht.«

Lucia sah ihn flehend an, aber Poirot wiederholte nur: »Mut, Madame. *Si, si*. Seien Sie tapfer, reden Sie.« Damit bezog er wieder seinen Posten an der Terrassentür.

Lucia schwieg lange. Dann begann sie leise, mit halberstickter Stimme: »Es stimmt, daß ich Selma Goetz' Tochter bin. Es stimmt nicht, daß ich diesen Mann habe hierherkommen lassen oder ihm Sir Clauds Formel angeboten habe. Er ist gekommen, um mich zu erpressen!«

»Erpressen!« stieß Richard grimmig hervor.

Lucia sah ihn an. »Er hat gedroht«, erklärte sie ihm eindringlich, »dir von meiner Mutter zu erzählen, wenn ich ihm nicht die Formel beschaffe, aber ich habe es nicht getan. Wahrscheinlich hat er sie selbst gestohlen. Die Gelegenheit dazu hatte er. Er war allein da drinnen – im Arbeitszimmer. Und ich verstehe jetzt auch, warum er wollte, daß ich das Hyoscin nehme, warum er mich regelrecht dazu hypnotisiert hat. Nur damit alle glauben sollten, ich hätte die Formel gestohlen.« Sie sank an Richards Schulter und begann zu schluchzen.

»Lucia, Liebling!« rief Richard und schloß sie in die Arme. Dann aber überließ er sie Miss Amory, die eben-

falls aufgesprungen war und die verzweifelte junge Frau tröstend umarmte, und wandte sich an Japp. »Inspektor«, sagte er, »ich möchte Sie unter vier Augen sprechen.«

Japp sah Richard Amory kurz an, dann nickte er Johnson zu. »Nun gut«, sagte er, während der Konstabler die Tür öffnete, um Miss Amory und Lucia hinauszu lassen. Barbara und Hastings ergriffen die Gelegenheit, wieder in den Garten zu gehen, und Edward Raynor flüsterte Richard im Hinausgehen zu: »Tut mir leid, Amory. Tut mir sehr leid.«

Als Carelli seinen Koffer nahm und Raynor aus dem Zimmer folgte, wies Japp den Konstabler an: »Behalten Sie Mrs. Amory im Auge – und Dr. Carelli.« Carelli wandte sich um, aber Japp sprach nur mit dem Konstabler. »Nicht, daß hier jemand Unfug treibt, verstanden?«

»Verstanden, Sir«, antwortete Johnson und folgte Carelli hinaus.

»Bedaure, Mr. Amory«, sagte Japp zu Richard, »aber nach Mr. Raynors Aussage muß ich jede Vorsichtsmaßnahme ergreifen. Außerdem möchte ich, daß Mr. Poirot hierbleibt und bezeugt, was Sie mir zu sagen haben.«

Richard näherte sich Japp mit der Miene eines Mannes, der eine schwerwiegende Entscheidung getroffen hat. Er holte einmal tief Luft, dann begann er entschlossen: »Inspektor!«

»Ja, Sir, worum geht es?« fragte Japp.

Sehr ruhig, sehr langsam antwortete Richard: »Ich glaube, es ist an der Zeit für ein Geständnis, Inspektor. Ich habe meinen Vater getötet.«

Japp lächelte. »Bedaure, Sir, aber diese Karte sticht nicht.«

»Was heißt das?« fragte Richard verwundert.

»Die Karte sticht nicht«, wiederholte Japp. »Oder anders ausgedrückt, der Gaul springt nicht über den Graben. Sie sind Ihrer lieben Frau sehr zugetan, das ist mir klar. Jungvermählt und so weiter. Aber um ganz offen mit Ihnen zu reden, es hat weder Sinn noch Zweck, Ihren Hals für eine schlechte Frau in die Schlinge zu stecken. Und wenn sie noch so schön ist, was ich ja zugeben muß.«

»Inspektor Japp!« rief Richard empört.

»Es hat auch keinen Sinn, auf mich wütend zu werden, Sir«, fuhr Japp unbeirrt fort. »Ich habe Ihnen die reine Wahrheit gesagt und kein Blatt vor den Mund genommen, und ich bin überzeugt, daß unser Mr. Poirot Ihnen genau das gleiche sagen wird. Tut mir leid, Sir, aber Pflicht ist Pflicht, und Mord ist Mord. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen.« Inspektor Japp nickte entschieden und verließ die Bibliothek.

Richard Amory wandte sich an Poirot, der die Szene vom Sofa aus verfolgt hatte, und fragte eisig: »Nun, Monsieur Poirot, werden Sie mir das gleiche sagen?«

Poirot stand auf, zückte sein Zigarettenetui und nahm eine Zigarette heraus. Statt Richards Frage zu beantworten, stellte er selbst eine. »Monsieur Amory, wann hatten Sie zum ersten Mal Ihre Frau in Verdacht?«

»Ich habe nie –« begann Richard, aber Poirot, der gerade eine Streichholzschachtel vom Tisch nahm, unterbrach ihn: »Ich verlange nichts als die Wahrheit, Monsieur Amory. Sie hatten Ihre Frau in Verdacht, das weiß

ich. Schon bevor ich hier ankam. Darum war Ihnen so daran gelegen, mich wieder aus dem Haus zu bekommen. Streiten Sie es nicht ab. Niemand macht Hercule Poirot etwas vor.« Er zündete die Zigarette an, legte die Streichholzschachtel wieder auf den Tisch und sah zu Richard auf, der ihn hoch überragte. Sie gaben ein sehr komisches Gegensatzpaar ab.

»Sie befinden sich im Irrtum«, sagte Richard steif. »Sie befinden sich ganz gewaltig im Irrtum. Wie hätte ich Lucia verdächtigen können?«

»Andererseits«, sprach Poirot nachdenklich weiter, während er sich wieder hinsetzte, »könnte man ebenso gut Sie für den Täter halten. Sie haben mit den Arzneien hantiert, Sie hatten die Kaffeetasse in der Hand, Sie waren knapp an Geld und wußten nicht, woher Sie welches beschaffen sollten. Nein, es wäre niemandem zu verdenken, wenn er Sie der Tat verdächtigte.«

»Inspektor Japp scheint da nicht Ihrer Meinung zu sein«, bemerkte Richard.

»Ach, Japp! Der hat seinen gesunden Menschenverstand. Er ist keine liebende Frau.«

»Liebende Frau?« fragte Richard verständnislos.

»Lassen Sie sich von mir eine Lektion in Psychologie erteilen, Monsieur«, erbot sich Poirot. »Als ich hier ankam, ist Ihre Frau zu mir gekommen und hat mich gebeten, hierzubleiben und den Mörder zu überführen. Hätte eine schuldige Frau das getan?«

»Sie meinen –« begann Richard eifrig.

»Ich meine«, unterbrach ihn Poirot, »daß Sie Ihre Frau noch heute, bevor die Sonne untergeht, auf Knien um Verzeihung bitten werden.«

»Wovon reden Sie da?«

»Vielleicht rede ich wirklich zuviel«, sagte Poirot im Aufstehen. »Und nun, Monsieur, geben Sie sich bitte in meine Hände. In die Hände Hercule Poirots.«

»Können Sie Lucia retten«, fragte Richard voller Verzweiflung.

Poirot musterte ihn mit ernstem Blick. »Dafür habe ich mein Wort verpfändet. Als ich das tat, wußte ich allerdings noch nicht, wie schwierig es werden sollte. Die Zeit wird nämlich sehr knapp, und es muß jetzt schnell etwas geschehen. Sie müssen mir versprechen, genau zu tun, was ich Ihnen sage, ohne Fragen zu stellen oder Einwände zu erheben. Versprechen Sie mir das?«

»Nun gut«, antwortete Richard mit leichtem Widerstreben.

»Recht so. Dann hören Sie mir jetzt gut zu. Was ich vorschlage, ist weder schwierig noch gar unmöglich. Es ist genaugenommen nur das Gebot der Vernunft. In Kürze wird die Polizei dieses Haus in Beschlag nehmen. Sie wird überall herumwühlen, überall Spuren suchen. Das kann für Sie und Ihre Familie sehr unerfreulich werden. Ich schlage vor, daß Sie ausziehen.«

»Das Haus der Polizei überlassen?« fragte Richard ungläubig.

»Das ist mein Vorschlag«, wiederholte Poirot. »Selbstverständlich werden Sie in der Nähe bleiben. Aber das hiesige Hotel ist ja ganz komfortabel. Mieten Sie dort Zimmer. Dann sind Sie sofort erreichbar, wenn die Polizei Sie vernehmen will.«

»Und wann soll das passieren?«

Poirot strahlte ihn an. »Ich hatte mir vorgestellt – sofort.«

»Wird das nicht einen merkwürdigen Eindruck machen...?«

»Keineswegs«, beruhigte ihn der kleine Detektiv, jetzt wieder lächelnd. »Jeder wird es nur als Ausdruck größter Sensibilität ansehen. Alles, was Sie mit diesem Haus verbinden, ist Ihnen verhaßt – Sie ertragen es nicht eine Stunde länger. Ich versichere Ihnen, das wird sehr überzeugend klingen.«

»Aber was wird Inspektor Japp dazu sagen?« »Ich regle das selbst mit dem Inspektor.« »Ich verstehe noch immer nicht, wozu das gut sein soll«, beharrte Richard.

»Nein, natürlich verstehen Sie das nicht«, erklärte Poirot, nicht wenig selbstgefällig. Er zuckte mit den Schultern. »Sie brauchen es auch nicht zu verstehen. Es genügt, wenn ich, Hercule Poirot, es verstehe.« Er faßte Richard bei der Schulter. »Gehen Sie jetzt, treffen Sie alle Vorbereitungen. Oder wenn Sie sich selbst dazu nicht in der Lage sehen, beauftragen Sie Raynor damit. Nun gehen Sie, gehen Sie.« Er schob Richard fast mit Gewalt zur Tür.

Richard Amory warf einen letzten bangen Blick zu ihm zurück, dann verließ er die Bibliothek. »Oh, diese Engländer!« stöhnte Poirot. »Störrisch wie die Maulesel.« Dann ging er zur Terrassentür und rief: »Mademoiselle Barbara!«

Poirots Rufen brachte Barbara Amory an die Terrassentür. »Was gibt's?« fragte sie. »Ist etwas passiert?«

Poirot sah sie mit seinem gewinnendsten Lächeln an. »Ah, Mademoiselle«, sagte er. »Ob Sie meinen Kollegen Hastings wohl für ein Minütchen oder zwei entbehren könnten?«

Ein schelmischer Blick begleitete Barbaras Antwort. »Was denn, Sie wollen mir meinen Mucki wegnehmen?«

»Nur kurz, Mademoiselle, ich verspreche es Ihnen.«

»Dann soll es sein, Monsieur Poirot.« Barbara drehte sich um und rief in den Garten. »Mein Mucki, Sie werden gewünscht.«

»Danke.« Poirot verbeugte sich lächelnd. Barbara ging in den Garten zurück, und kurz darauf erschien Hastings leicht verlegen an der Terrassentür.

»Und was haben Sie zu Ihrer Entschuldigung vorzubringen?« fragte Poirot im Ton gespielter Verstimmung.

Hastings bemühte sich um eine zerknirschte Miene.

»Ja, grinsen Sie nur wie ein Schaf«, schalt Poirot. »Ich stelle Sie hier auf Posten, und Sie haben nichts Eiligeres zu tun, als mit dieser bezaubernden jungen Dame im Garten zu lustwandeln. Normalerweise sind Sie der Zuverlässigsten einer, *mon cher*, aber kaum erscheint eine hübsche junge Dame auf der Bildfläche, schon weht Ihr gesunder Menschenverstand zum Fenster hinaus. *Tout alors!* «

Hastings' verlegenes Grinsen machte einem beschämten

Erröten Platz. »Tut mir furchtbar leid, Poirot«, rief er, »aber ich wollte wirklich nur für ein paar Sekunden nach draußen gehen, und als ich dann durchs Fenster sah, daß Sie hereinkamen, dachte ich, es sei nicht mehr so wichtig.«

»Mit anderen Worten, Sie hielten es für besser, mir nicht vors Angesicht zu treten«, stellte Poirot fest. »Also, mein lieber Hastings, Sie haben möglicherweise einen nicht wiedergutzumachenden Schaden angerichtet. Ich habe hier drinnen Carelli angetroffen. Der Herrgott allein weiß, was er hier getrieben oder was für Beweise er beseitigt hat.«

»Wirklich, Poirot, es tut mir leid«, entschuldigte Hastings sich noch einmal. »Ganz furchtbar leid.«

»Sollten Sie diesen nie wiedergutzumachenden Schaden nicht angerichtet haben, war es jedenfalls mehr Glück als Verstand. Aber nun, *mon ami*, ist der Augenblick gekommen, unsere kleinen grauen Zellen erneut einer Anstrengung zu unterziehen.« Poirot versetzte seinem Kollegen einen spielerischen Backenstreich, der aber mehr ein liebevolles Tätscheln war.

»Ah, gut! Dann an die Arbeit!« rief Hastings.

»Gut ist gar nichts, mein Freund«, belehrte ihn Poirot.

»Schlecht sieht es aus. Finster.« In seinem Gesicht stand ein Ausdruck tiefster Besorgnis, als er fortfuhr: »Es ist dunkel, so dunkel wie gestern abend.« Er überlegte kurz, dann sprach er weiter. »Aber – ja – da ist vielleicht eine Idee. Der Keim einer Idee. O ja, damit wollen wir anfangen.«

Vollkommen verständnislos fragte Hastings: »Können Sie mir vielleicht sagen, wovon Sie reden?«

Poirot veränderte seinen Ton. Er sprach jetzt ernst und nachdenklich. »Warum mußte Sir Claud sterben, Hastings? Beantworten Sie mir das. Warum mußte Sir Claud sterben?«

Hastings sah ihn mit großen Augen an. »Aber das wissen wir doch!« rief er.

»So?« fragte Poirot. »Sind Sie davon so überzeugt?«

»Äh – ja doch«, antwortete Hastings, allerdings etwas unsicher. »Er – ist gestorben, weil er vergiftet wurde.«

Poirot winkte ungehalten ab. »Schon, aber warum wurde er vergiftet?«

Hastings dachte gründlich nach, bevor er antwortete. Dann sagte er: »Wahrscheinlich, weil der Dieb vermutete...« begann er.

Poirot schüttelte langsam den Kopf, während Hastings fortfuhr: »... weil er annahm, daß er entdeckt worden war –« Er unterbrach sich wieder, als er sah, daß Poirot noch immer den Kopf schüttelte.

»Nehmen wir einmal an, Hastings –« sagte Poirot leise, »nehmen wir nur an, daß der Dieb nichts dergleichen vermutete.«

»Das verstehe ich nicht ganz«, gestand Hastings.

Poirot ging ein paar Schritte von ihm fort, dann drehte er sich um und hob den Arm, wie um sich der Aufmerksamkeit seines Freundes zu versichern. Er räusperte sich: »Lassen Sie mich«, begann er, »noch einmal der Reihe nach die Ereignisse aufzählen, wie sie möglicherweise abgelaufen sind – oder wie sie meiner Vermutung nach ablaufen sollten.«

Hastings setzte sich auf einen Stuhl, und Poirot sprach weiter.

»Sir Claud stirbt also eines Abends in seinem Lehnstuhl.« Poirot ging zu dem Lehnstuhl, setzte sich hinein und schwieg erst einmal, bevor er bedächtig fortfuhr: »Ja, Sir Claud stirbt in seinem Lehnstuhl. Es gibt um seinen Tod keinerlei verdächtige Umstände. Höchstwahrscheinlich wird man Herzversagen vermuten. Es vergehen ein paar Tage, bis seine Privatpapiere durchgesehen werden. Das einzige Dokument, nach dem gesucht wird, ist sein Testament. Erst nach dem Begräbnis wird man zwangsläufig feststellen, daß seine Aufzeichnungen über den neuen Explosivstoff unvollständig sind. Vielleicht wird man nie erfahren, daß die vollständige Formel bereits vor seinem Tod existiert hat. Sehen Sie, was unser Dieb dadurch gewinnt, Hastings?«

»Ja.«

»Was denn?«

Hastings machte ein dummes Gesicht. »Ja, was denn?« wiederholte er.

»Sicherheit. Der Dieb gewinnt Sicherheit. Er kann seine Beute gefahrlos veräußern, wann immer er will. Er steht nicht unter Druck. Selbst wenn die Existenz der Formel bekannt wäre, hätte er reichlich Zeit, seine Spuren zu verwischen.«

»Hm, ja, das ist eine Idee – doch, das glaube ich auch«, lautete Hastings' skeptischer Kommentar.

»Und ob das eine Idee ist!« rief Poirot. »Bin ich nicht Hercule Poirot? Aber sehen Sie jetzt auch, worauf diese Idee hinausläuft? Sie sagt uns, daß der Mord an Sir Claud keine Zufallstat war, begangen aus der Eingebung eines Augenblicks heraus. Er war vielmehr ge-

plant. Im voraus. Sehen Sie jetzt, wo wir stehen?«

»Nein«, gestand Hastings mit entwaffnender Offenheit.

»Sie wissen doch, daß ich so etwas nie sehe. Ich weiß, daß wir in Sir Clauds Bibliothek sitzen, mehr nicht.«

»Jawohl, mein Freund, da haben Sie recht«, sagte Poirot. »Wir sitzen in Sir Claud Amorys Bibliothek. Es ist nicht Morgen, sondern Abend. Eben ist das Licht ausgegangen. Die Sache ist nicht so gelaufen, wie der Dieb sie geplant hatte.«

Poirot setzte sich aufrecht hin und wedelte mit dem Zeigefinger, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. »Sir Claud, der normalerweise erst am nächsten Morgen wieder in sein Arbeitszimmer gegangen wäre, hat durch puren Zufall entdeckt, daß die Formel futsch ist. Und der Dieb sitzt, wie der alte Herr selbst gesagt hat, in der Falle wie eine Ratte. Aber der Dieb, der zugleich der Mörder ist, weiß noch etwas, wovon Sir Claud nichts weiß. Der Dieb weiß, daß Sir Claud schon in wenigen Minuten für immer verstummen wird. Er – oder sie – hat nur noch ein Problem, für das es eine Lösung zu finden gilt – ein einziges –, nämlich das Dokument in den wenigen Augenblicken der Dunkelheit sicher zu verstecken. Schließen Sie die Augen, Hastings, wie ich die meinen schließe. Das Licht ist aus, und wir sehen nichts. Aber wir hören. Und nun wiederholen Sie, Hastings, wiederholen Sie so genau, wie Sie können, Miss Amorys Worte, mit denen sie uns diese Szene schilderte.«

Hastings schloß die Augen. Dann begann er aufzuzählen, langsam, konzentriert und mit vielen Pausen. »Luftschnappen«, sagte er.

Poirot nickte.

»Ringsum wird mehrfach nach Luft geschnappt«, sprach Hastings weiter, und Poirot nickte wieder.

Hastings dachte angestrengt nach, dann fuhr er fort: »Ein Stuhl fällt um – ein Klimpern, das metallisch klingt – ich denke, das wird der Schlüssel gewesen sein.«

»Ganz recht«, sagte Poirot. »Der Schlüssel. Bitte weiter.«

»Ein Aufschrei. Das war Lucia. Sie hat nach Sir Claud gerufen – dann das Klopfen an der Tür – halt, nein! – gleich zu Beginn ein Geräusch wie von zerreißender Seide.« Hastings öffnete die Augen.

»Zerreißende Seide, jawohl«, rief Poirot. Er stand auf, ging an den Schreibtisch und von dort zum Kamin.

»Alles da, Hastings. In diesen wenigen Augenblicken der Dunkelheit ist alles da. Und trotzdem sagen unsere Ohren uns – nichts.« Er griff zum Kaminsims hinauf und wollte automatisch wieder die Vase mit den Fidibussen zurechtrücken.

»Himmel, lassen Sie doch diese Dinger mal in Ruhe, Poirot«, rief Hastings genervt. »Dauernd müssen Sie daran herumrücken.«

Verdutzt nahm Poirot die Hand von der Vase. »Was sagen Sie da?« fragte er. »Ja, stimmt.« Er sah die Vase mit den Fidibussen an. »Ich weiß genau, daß ich vor einer knappen Stunde die Vase zurechtgerückt und die Fidibusse darin aufgerichtet habe. Und jetzt – muß ich sie schon wieder aufrichten.« Er wurde immer aufgeregter. »Wieso, Hastings – wieso?«

»Wahrscheinlich, weil sie krumm sind«, meinte Ha-

stings gelangweilt. »Das ist doch nur Ihr Ordnungsfimmel.«

»Reißende Seide!« rief Poirot plötzlich. »Von wegen, Hastings! Das Geräusch ist genau dasselbe.« Er betrachtete die zusammengefalteten Papierstreifen, dann riß er die Vase vom Sims herunter. »Reißendes Papier!« sagte er und ging mit der Vase zum Sofa.

Seine Erregung übertrug sich auf Hastings, der aufsprang. »Was ist los?«

Poirot kippte den Inhalt der Vase aufs Sofa und nahm sich die Fidibusse einen nach dem anderen vor. Dann und wann gab er einen davon an Hastings weiter und murmelte dazu: »Hier ist einer. Der auch. Und da ist noch einer.«

Hastings faltete die Papierstreifen auseinander und hielt sie sich vor die Augen. »C₁₉ N₂₃ –« las er vor.

»Ja, ja!« rief Poirot. »Das ist die Formel!«

»Ach, ist das schön!«

»Schnell, alles wieder zusammenfalten!« befahl Poirot, und Hastings gehorchte. »Mann, sind Sie langsam«, schalt Poirot. »Schneller, schneller!« Er riß Hastings die Fidibusse aus der Hand und steckte sie in die Vase zurück, die er dann rasch wieder auf den Kaminsims stellte.

Hastings sah ihm dabei mit allen Zeichen des Unverständnisses zu.

Poirot strahlte. »Sie wüßten zu gern, was ich da mache, ja? Sagen Sie, Hastings, was haben wir in dieser Vase?«

»Fidibusse!« antwortete Hastings voller Ironie.

»Aber nein, *mon ami*. Speck!«

»Speck?«

»Jawohl, mein Freund. Speck!«

»Sagen Sie, Poirot, geht's Ihnen gut?« erkundigte sich Hastings. »Ich meine, Sie werden nicht vielleicht von Kopfschmerzen oder etwas Ähnlichem geplagt?«

Poirot übergang die sarkastische Frage seines Kollegen.

»Was macht man mit Speck, Hastings? Ich will es Ihnen sagen, *mon ami*. Mit Speck fängt man Mäuse! Jetzt warten wir nur noch auf eines – die Maus.«

»Und die Maus –«

»Die Maus wird kommen, mein Freund«, versicherte Poirot. »Verlassen Sie sich darauf. Ich habe ihr schon eine Nachricht zukommen lassen. Sie wird unweigerlich kommen.«

Noch ehe Hastings auf Poirots kryptische Weissagung eingehen konnte, wurde die Tür geöffnet, und Edward Raynor erschien. »Ah, Sie sind hier, Monsieur Poirot«, sagte der Sekretär. »Und Captain Hastings auch. Inspektor Japp möchte Sie beide oben sprechen.«

Wir kommen sofort«, antwortete Poirot. Gefolgt von Hastings, ging er zur Tür, während Raynor die Bibliothek betrat und in Richtung Kamin ging. Plötzlich drehte Poirot sich an der Tür noch einmal um und sah den Sekretär an. »Übrigens, Mr. Raynor«, sagte er, während er wieder in die Bibliothek zurückging, »wissen Sie zufällig, ob Dr. Carelli im Lauf des Vormittags einmal hier war?«

»Ja, das war er«, antwortete Raynor dem Detektiv. »Ich habe ihn hier angetroffen.«

»Aha!« Poirot machte ein hochofreutes Gesicht. »Und was hat er hier getan?«

»Telefonierte, soviel ich weiß.«

»War er am Telefon, als Sie hereinkamen?«

»Nein, da kam er gerade selbst wieder hier herein. Aus Sir Clauds Arbeitszimmer.«

Poirot dachte kurz nach. »Wissen Sie noch, wo genau in diesem Zimmer Sie sich in diesem Moment befanden?« fragte er Raynor.

Raynor, der noch am Kamin stand, antwortete: »Hm, ich glaube, ungefähr hier.«

»Haben Sie von Dr. Carellis Telefongespräch etwas mitbekommen?«

»Nein«, sagte der Sekretär. »Er hatte mir sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß er allein sein wollte, da habe ich das Feld geräumt.«

»Verstehe.« Poirot zögerte einen Moment. Dann zog er ein Notizbuch samt Bleistift aus der Tasche, schrieb ein paar Worte hinein und riß das Blatt heraus. »Hastings!«

rief er.

Hastings, der bei der Tür gewartet hatte, kam zu ihm, und Poirot gab ihm das zusammengefaltete Blatt Papier. »Wären Sie so nett, diesen Zettel Inspektor Japp zu bringen?«

Raynor sah Hastings nach, bis er draußen war, dann fragte er: »Was ist denn jetzt los?«

Poirot steckte zuerst Notizbuch und Bleistift wieder ein, bevor er antwortete: »Ich habe Japp nur mitgeteilt, daß ich in wenigen Minuten bei ihm sein werde und ihm dann vielleicht den Namen des Mörders nennen kann.«

»Ach! Sie wissen, wer es ist?« rief Raynor aufgeregt.

Es folgte ein kurzes Schweigen. Es schien, als hielte Hercule Poirot den Sekretär ganz im Bann seiner Persönlichkeit, denn Raynor sah den Detektiv wie hypnotisiert an, als dieser zu sprechen begann. »Ja, ich glaube zu wissen, wer der Mörder ist – endlich«, sagte Poirot.

»Dabei erinnere ich mich an einen anderen Fall. Ich werde nie den Mord an Lord Edgware vergessen. Da war ich schon fast geschlagen – ja, ich, Hercule Poirot! –, und zwar durch die simple Schläue eines leeren Gehirns. Wissen Sie, Monsieur Raynor, oft besitzen gerade schlichte Gemüter das Genie, ein völlig unkompliziertes Verbrechen zu begehen und es einfach dabei zu belassen. Hoffen wir hingegen, daß Sir Clauds Mörder nicht nur intelligent und überlegen, sondern auch durch und durch mit sich zufrieden ist und der Versuchung nicht widerstehen kann – wie sagt man hierzulande? Ach ja – die Rose zu lackieren.« Poirots Augen leuchteten.

»Ich glaube, ich kann Ihnen nicht ganz folgen«, sagte

Raynor. »Soll das heißen, daß es nicht Mis. Amory war?«

»Ach, Mrs. Amory doch nicht!« sagte Poirot. »Darum habe ich doch Japp dieses Zettelchen geschickt. Die Ärmste hat schon genug gelitten. Man sollte ihr jedes weitere Verhör ersparen.«

Raynor dachte angestrengt nach, dann rief er: »Ich wette, es war Carelli, stimmt's?«

Poirot drohte ihm schelmisch mit dem Finger. »Aber Monsieur Raynor, Sie müssen mir schon gestatten, meine kleinen Geheimnisse bis zuletzt für mich zu behalten.« Er zog ein Taschentuch heraus und fuhr sich damit über die Stirn. »*Mon dieu*, wie warm es heute ist!« klagte er.

»Möchten Sie etwas trinken?« fragte Raynor. »Wo habe ich nur meine Manieren gelassen? Ich hätte Ihnen längst etwas anbieten sollen.«

»Sehr freundlich«, strahlte Poirot. »Ich würde einen Whisky-Soda nehmen, wenn das möglich wäre.«

»Selbstverständlich. Einen Augenblick.« Raynor verließ die Bibliothek, und Poirot ging zur Terrassentür und warf kurz einen Blick in den Garten. Dann schlenderte er zum Sofa, um die Kissen aufzuschütteln, und schließlich ging er an den Kamin und betrachtete den Zierat auf dem Sims. Wie versprochen kam Raynor schon nach wenigen Augenblicken mit zwei Whisky-Soda auf einem Tablett zurück. Er sah noch, wie Poirot die Hand nach einem der Gegenstände auf dem Kaminsims ausstreckte.

»Ich denke mir, das ist eine Antiquität von sehr hohem Wert«, sagte Poirot, indem er einen Krug in die Hand

nahm.

»So?« meinte Raynor ohne jegliches Interesse. »Ich verstehe nicht viel davon. Hier wäre etwas zu trinken«, sagte er und stellte das Tablett auf den Couchtisch.

»Danke.« Poirot ging hin.

»Also, dann zum Wohl«, sagte Raynor, hob sein Glas und trank.

Mit einer kleinen Verbeugung hob Poirot das andere Glas an die Lippen. »Auf Ihr Wohl, mein Freund. Und nun will ich Ihnen von meinem Verdacht berichten. Mir ist zum ersten Mal klargeworden –«

Er unterbrach sich plötzlich und warf den Kopf zurück, als wäre etwas an sein Ohr gedrungen. Er sandte einen Blick zur Tür, dann zu Raynor, und legte einen Finger an die Lippen, um anzudeuten, daß er glaubte, sie würden belauscht.

Raynor nickte verstehend. Beide schlichen leise zur Tür, wo Poirot dem Sekretär bedeutete, daß er im Zimmer bleiben solle. Dann riß Poirot unvermittelt die Tür auf und war mit einem Satz draußen, kam aber gleich darauf mit allen Anzeichen der Enttäuschung wieder zurück. »Unbegreiflich«, sagte er zu Raynor. »Ich hätte geschworen, daß ich etwas gehört habe. Aber ich habe mich wohl doch geirrt. Passiert mir nicht oft. *A votre santé, mon ami.*« Er kippte den Inhalt seines Glases in einem Zug hinunter.

»Ah!« machte Raynor laut und trank ebenfalls.

»Wie bitte?« fragte Poirot.

»Nichts. Mir ist nur ein Stein vom Herzen gefallen.«

Poirot ging zum Tisch und stellte sein Glas ab. »Wissen Sie, Monsieur Raynor«, vertraute er dem Sekretär an,

»so ganz habe ich mich an Ihr englisches Nationalgetränk, den Whisky, noch immer nicht gewöhnt. Der Geschmack sagt mir nicht zu. Er ist bitter.« Er ging zum Lehnstuhl und setzte sich.

»Ach, wirklich? Das tut mir aber leid, Monsieur. Meiner schmeckte überhaupt nicht bitter.« Raynor stellte sein Glas auf den Couchtisch und meinte: »Wollten Sie mir nicht etwas erzählen?«

Poirot machte ein erstauntes Gesicht. »So, wollte ich das? Was denn nur? Kann ich das schon wieder vergessen haben? Hm, vielleicht wollte ich Ihnen erklären, wie ich bei einer Ermittlung vorgehe. *Voyons!* Der eine Sachverhalt führt zum nächsten, also machen wir da weiter. Paßt der übernächste auch noch ins Bild? *A merveille!* Gut! Wir können fortfahren. Dann ein kleiner Nebenumstand – nein! Wie seltsam! Da fehlt etwas – ein kleines Glied in der Kette. Wir gehen dem nach. Wir suchen. Und dieser merkwürdige kleine Umstand, dieses vielleicht ganz unbedeutende kleine Teilchen im Puzzle, das nicht passen will, wir legen es einfach mal dahin!« erklärte Poirot mit schwungvoller Geste. »Und siehe, es paßt, es ist sogar wichtig, enorm wichtig!«

»Aha, verstehe«, meinte Raynor skeptisch.

Poirot fuchtelte dem Sekretär mit dem Zeigefinger so dicht vor der Nase herum, daß dieser fast erschrak.

»Ah, hütet euch! Wehe dem Detektiv, der sagt: ›Das ist so unbedeutend – es spielt keine Rolle – ich lasse es außer acht.‹ Auf diesem Wege lauert Ungemach! Alles ist wichtig.« Poirot brach plötzlich ab und tippte sich an die Stirn. »Ach ja, jetzt weiß ich wieder, was ich Ihnen

erzählen wollte. Genau um so einen winzigen, scheinbar unbedeutenden Umstand ging es. Es ging – das wollte ich Ihnen erzählen, Monsieur Raynor – um Staub.«

Raynor lächelte höflich. »Staub?«

»Jawohl, Staub«, wiederholte Poirot. »Mein Freund Hastings, er hat mich erst kürzlich wieder darauf aufmerksam gemacht, daß ich Detektiv bin, kein Stubenmädchen. Er fand das witzig, aber ich weiß nicht recht. Der Detektiv und das Stubenmädchen, schließlich haben sie etwas gemeinsam. Was tut das Stubenmädchen? Es fährt mit dem Besen in alle dunklen Ecken, holt alles wieder ans Tageslicht, was so schön bequem aus den Augen und aus dem Sinn gekullert war. Und tut der Detektiv nicht so ziemlich dasselbe?«

Raynor schien sich zu langweilen, sagte jedoch: »Sehr interessant, Monsieur Poirot.« Er ging zum Tisch und setzte sich dort auf einen Stuhl, dann fragte er: »Aber – war das alles, was Sie mir zu erzählen beabsichtigten?«

»Nein, nicht ganz«, erwiderte Poirot. Er beugte sich vor. »Sie haben mir keinen – wie ihr Engländer so schön sagt – Staub in die Äugen gestreut, Monsieur Raynor. Es war nämlich keiner da. Verstehen Sie?«

Der Sekretär sah ihn forschend an. »Bedaure, nein.«

»Kein Staub auf dem Arzneikasten. Mademoiselle Barbara hatte sich schon darüber gewundert. Aber es hätte Staub darauf sein müssen. Dieser Schrank, auf dem er steht –« Poirot zeigte nach oben – »trägt eine dicke Staubschicht. Und da wußte ich –«

»Was wußten Sie?«

»Da wußte ich«, fuhr Poirot fort, »daß jemand diesen

Kasten vor kurzem heruntergenommen hatte. Daß derjenige, der Sir Claud vergiftet hat, gestern abend gar nicht an den Kasten zu gehen brauchte, weil er sich schon vorher mit allem Gift versorgt hatte, das er benötigte, und zwar zu einem Zeitpunkt, als er sicher sein konnte, nicht gestört zu werden. Sie, Monsieur Raynor, sind gestern abend gar nicht erst in die Nähe des Kastens gegangen, weil Sie das Hyoscin, das Sie brauchten, schon vorher herausgenommen hatten. Aber die Kaffeetasse, Monsieur Raynor, die haben Sie in der Hand gehabt.«

Raynor lächelte nachsichtig. »Du meine Güte! Wollen Sie mich etwa des Mordes an Sir Claud bezichtigen?«

»Streiten Sie es ab?« fragte Poirot.

Raynor wartete kurz mit seiner Antwort. Als er dann wieder sprach, hatte seine Stimme einen schrofferen Klang.

»Nein«, sagte er, »ich streite gar nichts ab. Warum sollte ich? Schließlich bin ich recht stolz auf das Ganze. Es wäre auch vollkommen reibungslos über die Bühne gegangen. Reines Pech, daß Sir Claud gestern abend noch einmal den Safe öffnen mußte. So etwas hatte er vorher noch nie getan.«

Poirots Stimme klang ein wenig schläfrig, als er fragte: »Warum erzählen Sie mir das?«

»Warum denn nicht? Sie sind so ein netter Mensch. Es ist eine Freude, mit Ihnen zu plaudern.« Raynor lachte, bevor er fortfuhr: »Ja, beinahe wäre noch alles schiefgegangen. Aber darauf bilde ich mir erst recht etwas ein, daß ich den drohenden Fehlschlag noch in einen Erfolg umgemünzt habe.« Er setzte eine triumphierende

Miene auf. »Von jetzt auf gleich ein geeignetes Versteck zu finden, das soll mir erst mal jemand nachmachen. Möchten Sie, daß ich Ihnen sage, wo die Formel jetzt ist?«

Poirot wurde nicht nur immer schläfriger, er hatte jetzt auch Schwierigkeiten beim Sprechen. »Ich – verstehe Sie nicht«, flüsterte er.

»Sie haben einen kleinen Fehler gemacht, Monsieur Poirot, nur einen«, erklärte ihm Raynor mit hämischem Grinsen. »Sie haben meine Intelligenz unterschätzt. Auf Ihr schlaues Ablenkungsmanöver mit dem guten Carelli bin ich nicht wirklich hereingefallen. Ein Mann von Ihrem Scharfsinn kann unmöglich geglaubt haben, daß Carelli – ach was, völlig undenkbar! Sehen Sie, ich spiele um hohen Gewinn. Dieses Stückchen Papier, an die richtige Stelle geliefert, bringt mir fünfzigtausend Pfund.« Er lehnte sich zurück. »Stellen Sie sich nur einmal vor, was ein Mann von meinen Fähigkeiten mit funfzigtausend Pfund alles anfangen kann.«

Immer schläfriger lallte Poirot: »Ich – mag es mir – lieber nicht – vorstellen.«

»Nun gut, das muß ich Ihnen zugestehen«, räumte Raynor ein. »Man sollte auch andere Standpunkte gelten lassen.«

Poirot beugte den Oberkörper nach vorn, als wollte er sich unter Aufbietung aller Kräfte noch einmal aufbauen. »Aber es wird nicht sein!« rief er. »Ich liefere Sie an den Strick. Ich, Hercule Poirot –« Er brach plötzlich ab.

»Hercule Poirot wird gar nichts mehr tun«, sagte Raynor, während der Detektiv wieder zurücksank. Fast

unter Hohngelächter fuhr der Sekretär fort: »Sie haben nichts geahnt, wie? Nicht einmal, als Sie sagten, daß der Whisky bitter schmeckt? Sie müssen nämlich wissen, mein lieber Monsieur Poirot, daß ich nicht nur ein, sondern mehrere Röhrchen Hyoscin aus diesem Kasten genommen habe. Ihnen habe ich allenfalls noch etwas mehr davon verabreicht als Sir Claud.«

»Ah! *Mon dieu*«, keuchte Poirot und versuchte aufzustehen. »Hastings!« rief er schwach. »Ha...« Seine Stimme versagte, und er sank wieder zurück. Die Augen fielen ihm zu.

Raynor stand auf, stieß seinen Stuhl zur Seite und trat vor Poirot. »Versuchen Sie wach zu bleiben, Monsieur Poirot«, sagte er, »Sie möchten doch sicher noch sehen, wo die Formel versteckt war, oder nicht?«

Er wartete ein paar Sekunden, aber Poirots Augen blieben geschlossen. »Ein schneller, traumloser Schlaf und kein Erwachen, wie unser Freund Carelli es ausdrückte«, bemerkte Raynor trocken, während er zum Kamin ging, die Fidibusse aus der Vase nahm und sie in die Tasche steckte. Dann ging er zur Terrassentür und blieb dort gerade noch lange genug stehen, um über die Schulter zu rufen: »Adieu, mein guter Monsieur Poirot.«

Er machte Anstalten, in den Garten hinauszugehen, doch da ertönte plötzlich Poirots Stimme und ließ ihn herumfahren. Munter und in völlig natürlichem Ton fragte der Detektiv: »Möchten Sie nicht auch den Umschlag mitnehmen?«

Raynor schrak zusammen, und genau in diesem Moment kam Inspektor Japp vom Garten her in die Biblio-

thek. Raynor wich ein paar Schritte zurück, zauderte kurz und entschloß sich dann zur Flucht nach vorn. Mit ein paar Sätzen war er bei der Terrassentür – und lief Konstabler Johnson, der plötzlich auch vom Garten hereinkam, genau in die Arme.

Poirot erhob sich aus dem Lehnstuhl und streckte sich. »Nun, mein lieber Japp?« fragte er. »Haben Sie alles mitbekommen?«

»Jedes Wort, dank Ihrer Nachricht, Poirot«, antwortete Japp, während Johnson den Sekretär wieder ins Zimmer schleifte. »Auf der Terrasse kann man, wenn man gleich neben dem Fenster steht, alles mithören. Also, dann wollen wir mal seine Taschen durchsuchen und sehen, was wir da finden.« Er zog die Fidibusse aus Raynors Tasche und warf sie auf den Tisch. Schließlich kam auch noch ein Tablettenröhrchen zum Vorschein. »Aha! Hyoscin! Und leer!«

Von der Diele kam jetzt auch Hastings herein, in der Hand ein Glas Whisky-Soda, das er dem Detektiv reichte.

»Sie sehen«, wandte Poirot sich in freundlichstem Ton an Raynor, »ich hatte keine große Lust, in Ihrer Komödie mitzuspielen. Lieber habe ich Sie in meiner mitspielen lassen. Auf meinem Zettelchen hatte ich Japp und Hastings bestimmte Anweisungen gegeben. Um es Ihnen leicht zu machen, habe ich mich dann über die Hitze beklagt. Ich wußte, daß Sie mir etwas zu trinken anbieten würden. Schließlich war das die Gelegenheit, die Sie brauchten. Danach lief alles wie geschmiert. Als ich zur Tür ging, stand dort schon Hastings mit einem anderen Glas Whisky-Soda bereit. Wir haben die

Gläser getauscht, und schon war ich wieder hier. Die Komödie konnte weitergehen.«

Poirot gab das Glas wieder Hastings. »Ich habe, glaube ich, meine Rolle sehr gut gespielt.«

In der Pause, die daraufhin eintrat, musterten Poirot und Raynor einander von oben bis unten. Endlich sagte Raynor: »Seit Sie hier hereinkamen, habe ich mich vor Ihnen gefürchtet. Mein Plan wäre aufgegangen. Mit den fünfzigtausend Pfund – womöglich sogar mehr –, die ich für diese dämliche Formel bekommen hätte, wäre ich für den Rest meines Lebens versorgt gewesen. Aber kaum waren Sie hier, fühlte ich mich gar nicht mehr so sicher, daß ich ungestraft diesen aufgeblasenen alten Narren umbringen und mich mit seinem ach so kostbaren Papierchen davonmachen könnte.«

»Daß Sie intelligent sind, sagte ich ja schon«, erwiderte Poirot. Mit überaus selbstzufriedener Miene setzte er sich wieder in den Lehnstuhl, während Japp seinen Spruch auf sagte:

»Edward Raynor, ich verhafte Sie wegen vorsätzlichen Mordes an Sir Claud Amory und belehre Sie, daß alles, was Sie von jetzt an sagen, vor Gericht gegen Sie verwendet werden kann.« Damit gab er dem Konstabler das Zeichen, Raynor abzuführen.

Raynor und Johnson begegneten an der Tür Miss Amory, die im selben Augenblick hereinwollte. Sie sah ihnen bekümmert nach, dann eilte sie zu Poirot. »Monsieur Poirot«, rief sie aufgeregt, als dieser sich zu ihrer Begrüßung erhob. »Ist das wahr? Hat Mr. Raynor meinen armen Bruder ermordet?«

»Leider ja, Mademoiselle«, antwortete Poirot.

Miss Amory war wie vor den Kopf geschlagen. »Nein, ich kann es nicht glauben!« rief sie. »So etwas von Niedertracht! Dabei haben wir ihn immer behandelt wie ein Familienmitglied. Mit Bienenwachs und allem –«

Abrupt machte sie kehrt und ging schnell zur Tür, die Richard, der gerade hereinkam, ihr zuvorkommend aufhielt. Miss Amory stürzte aus der Bibliothek, als im selben Moment Barbara aus dem Garten hereinkam.

»Da fehlen einem doch wirklich die Worte!« rief Barbara.

»Edward Raynor, ausgerechnet der! Wer hätte das gedacht? Der das herausbekommen hat, muß aber ganz besonders schlau gewesen sein. Na, wer war das wohl?«

Sie warf einen vielsagenden Blick zu Poirot. Der aber nickte zu dem Polizeiinspektor hinüber und sagte höflich: »Inspektor Japp hat den Fall gelöst, Mademoiselle.«

Japp strahlte. »Das muß man Ihnen lassen, Monsieur Poirot, Sie sind nicht nur ein Teufelskerl, sondern auch ein Gentleman.« Er nickte einmal in die Runde und verließ den Raum. »Die Beweisstücke nehme ich an mich,

Captain, wenn Sie gestatten«, sagte er im Hinausgehen und nahm Hastings das Whiskyglas aus der Hand.

»Hm, aber hat wirklich Inspektor Japp herausgefunden, wer Onkel Claud ermordet hat?« wandte Barbara sich noch einmal verschmitzt an Poirot. »Oder war es vielmehr doch Monsieur Hercule Poirot?«

Poirot ging zu Hastings und legte den Arm um seinen alten Freund. »Mademoiselle«, belehrte er Barbara, »die eigentliche Ehre gebührt meinem Freund Hastings. Er hat eine ausgesprochen geniale Bemerkung gemacht, die mich erst auf die richtige Fährte brachte. Gehen Sie mit ihm in den Garten, dann können Sie es sich von ihm erzählen lassen.«

Er schob Hastings zu Barbara und komplimentierte beide zur Terrassentür hinaus. »Ach, mein Mucki!« schmachtete Barbara, als sie zusammen wieder in den Garten spazierten.

Richard Amory wollte sich an Poirot wenden, da ging die Dielentür auf, und Lucia kam herein. Als sie ihren Mann sah, erschrak sie und murmelte unsicher: »Richard...«

»Lucia!« Richard drehte sich zu ihr um.

Lucia kam ein paar Schritte ins Zimmer. »Ich –« begann sie, dann brach sie ab.

Richard ging seinerseits einen Schritt auf sie zu, hielt dann aber ebenfalls inne. »Du –«

So standen sie zutiefst verlegen voreinander, als Lucia plötzlich Poirot erblickte und mit ausgestreckten Händen auf ihn zuing. »Monsieur Poirot! Wie können wir Ihnen dafür jemals danken!«

Poirot nahm ihre beiden Hände in die seinen. »Hiermit,

Madame«, sprach er, »sind Ihre Leiden ausgestanden.«
»Ein Mörder wurde gefaßt. Aber sind meine Leiden damit wirklich ausgestanden?« fragte Lucia verzagt.

»Wahrhaftig, ganz glücklich sehen Sie noch nicht aus, mein Kind«, meinte Poirot.

»Ob ich denn je wieder glücklich sein kann?«

»Das nehme ich doch an«, sagte Poirot mit einem Funkeln in den Augen. »Haben Sie Vertrauen zu Papa Poirot.« Er führte Lucia zu einem Stuhl am großen Tisch, dann holte er die Fidibusse vom Couchtisch und ging damit zu Richard. »Monsieur«, sagte er, »es ist mir eine Freude, Ihnen Sir Clauds Formel zurückzuerstatten. Wenn man sie zusammenstückelt, ist sie, wie man hierzulande sagt, wieder so gut wie neu.«

»Mein Gott, die Formel!« rief Richard. »Die hatte ich schon fast vergessen. Im Grunde möchte ich sie gar nicht mehr sehen. Wenn man bedenkt, was sie uns allen angetan hat! Meinen Vater hat sie das Leben gekostet, und unser aller Leben hätte sie um ein Haar zerstört.«

»Was wirst du damit tun, Richard?« fragte Lucia.

»Das weiß ich noch nicht. Was tätest du denn?«

Lucia stand auf und ging zu ihm. »Würdest du es mich tun lassen?« fragte sie leise.

»Sie gehört dir«, antwortete ihr Mann und gab ihr die Fidibusse. »Mach mit dem verdamnten Zeug, was du willst.«

»Danke, Richard«, flüsterte Lucia. Und mit diesen Worten ging sie zum Kamin, nahm eine Streichholzschatel vom Sims, zündete die Papierfetzen einen nach dem anderen an und warf sie auf den Rost. »Es gibt schon so viel Leid auf der Welt. Mir noch mehr

davon vorzustellen, ertrage ich nicht.«

»Madame«, sagte Poirot, »ich bewundere die Gelassenheit, mit der Sie viele tausend Pfund verbrennen, als wären es lediglich ein paar Pence.«

»Jetzt ist nur noch Asche davon übrig«, seufzte Lucia.

»Wie von meinem Leben.«

Poirot schnaubte ärgerlich. »*Oh, là, là!* Sollen wir schon einmal alle unsere Särge bestellen?« fragte er mit Leichenbittermiene. »Ich jedoch – o nein! Ich möchte viel lieber fröhlich sein und tanzen und singen. Seht euch an, meine Kinder«, wandte er sich jetzt auch an Richard, »und erlaubt mir, daß ich mir diese Freiheit nehme. Da steht Madame gesenkten Blickes und denkt: ›Ich habe meinen Mann getäuscht.‹ Und Monsieur steht ebenso gesenkten Blickes da und denkt: ›Ich habe meine Frau verdächtigt.‹ Dabei möchtet ihr doch beide nichts weiter als euch in die Arme nehmen, habe ich recht?«

Lucia machte einen kleinen Schritt auf ihren Mann zu. »Richard –« begann sie ganz leise.

»Madame«, unterbrach Poirot sie, »es ist leider anzunehmen, daß Sir Claud Sie im Verdacht hatte, seine Formel stehlen zu wollen. Vor ein paar Tagen hat nämlich jemand – zweifellos ein Exkollege Carellis, denn solche Leute überwerfen sich ja immer wieder – jemand hat also Sir Claud einen anonymen Brief über Ihre Mutter geschickt. Aber wissen Sie denn auch, mein dummes Kind, daß Ihr Mann sich bei Inspektor Japp selbst zu belasten versucht, ja sogar den Mord an Sir Claud gestanden hat – um Sie zu retten?«

Lucia sah mit einem leisen Schreckensruf zu ihrem

Mann.

»Und Sie, Monsieur«, fuhr Poirot fort, »machen Sie sich bitte einen Reim darauf, daß Ihre Frau mir vor nicht einmal einer halben Stunde ins Gesicht geschrien hat, sie habe Ihren Vater umgebracht – nur weil sie fürchtete, Sie wären es gewesen.«

»Lucia«, flüsterte Richard zärtlich und trat jetzt ganz nahe an sie heran.

»Als Engländer, die ihr nun einmal seid«, meinte Poirot, indem er sich von beiden entfernte, »werdet ihr euch gewiß nicht vor meinen Augen umarmen.«

Lucia kam durch die Bibliothek zu ihm und ergriff seine Hand. »Monsieur Poirot, ich glaube nicht, daß ich Sie je vergessen werde – o nein, nie!«

»Ich werde Sie ebenfalls nicht vergessen, Madame«, antwortete Poirot und beugte sich galant über ihre Hand.

»Poirot«, begann jetzt Richard, »ich weiß nicht, was ich sagen soll, aber Sie haben mein Leben und meine Ehe gerettet. Ich kann nicht ausdrücken, was ich empfinde –«

»Nur keine Umstände, mein Freund«, sagte Poirot. »Ich freue mich, daß ich Ihnen zu Diensten sein konnte.«

Lucia und Richard gingen zusammen in den Garten hinaus. Er hatte den Arm um ihre Schultern gelegt, und sie sahen einander tief in die Augen. Poirot folgte ihnen zur Terrassentür. »Alles Gute, *mes enfants*«, rief er ihnen nach. »Und sollten Sie im Garten Miss Barbara begegnen, sagen Sie ihr bitte, sie möchte mir meinen Captain Hastings wiedergeben. Wir müssen bald nach London zurück.«

Er drehte sich um, und sein Blick fiel auf den Kamin.
»Ah!« rief er, während er hinging und die Fidibusvase auf dem Sims zurechtrückte. »*Voilà!* Ordnung und Sauberkeit sind wiederhergestellt.« Und mit einer Miene äußerster Zufriedenheit stolzierte er zur Tür.

Agatha Christie

Agatha Mary Clarissa Miller, geboren am 15. September 1890 in Torquay, Devonshire, sollte nach dem Wunsch der Mutter Sängerin werden.

1914 heiratete sie Colonel Archibald Christie und arbeitete während des Krieges als Schwester in einem Lazarett. Hier entstand ihr erster Kriminalroman *Das fehlende Glied in der Kette*, Eine beträchtliche Menge Arsen war aus dem Giftschränk ver-

schwunden – und die junge Agatha spann den Fall aus. Sie fand das unverwechselbare Christie-Krimi-Ambiente.

Gleich in ihrem ersten Werk taucht auch der belgische Detektiv mit den berühmten «kleinen grauen Zellen» auf: Hercule Poirot, der ebenso unsterblich werden sollte wie sein weibliches Pendant, die reizend altjüngferliche, jedoch scharf kombinierende Miss Marple (*Mord im Pfarrhaus*).

Im Lauf ihres Lebens schrieb die «Queen of Crime» 67 Kriminalromane, unzählige Kurzgeschichten, 7 Theaterstücke (darunter *Die Mausefalle*) und ihre Autobiographie.

1956 wurde Agatha Christie mit dem «Order of the British Empire» ausgezeichnet und damit zur «Dame Agatha». Sie starb am 12. Januar 1976 in Wallingford bei Oxford.



Die mit den Streifen



Die gesundheitlichen Gefahren starken schwarzen Kaffees sind hinlänglich bekannt, aber wenn Agatha Christie sich dieses Themas annimmt, bleibt es natürlich nicht bei Herzrasen und Bluthochdruck. Der Atomwissenschaftler Sir Claud Amory segnet das Zeitliche auf höchst ungewöhnliche Art. Zum Glück hat er vorher den so brillanten wie exzentrischen Meisterdetektiv Hercule Poirot über sein Gefühl ständiger Bedrohung informiert...

ISBN 3-502-51707-X



9 783502 517078

DM 12.90



SFr 12.90
ÖS 94.—